81. Jahrgang · Nr. 2 · Herbst 2026

Pfarrblatt

Dompfarre St. Stephan



Mehr als ein (Be-)Ruf …

Schwerpunkt Wozu sind wir berufen? Wenn ein Ruf zum Beruf wird …

Dompfarre Stunde der Hoffnung · Geburtstagsjubilare · Neues aus dem Archiv · Speisglocke

Spirituelles Lieblingsgebet: Psalm 63 · Hl. Helena · Ferdinandkreuz in der Hofburgkapelle

Lesestoff Freude – Das Leben ins Herz schließen · Leo XIV. · Der Steffl

Inhalt

- Editorial 2
- Wort des Dompfarrers 3
- Ich habe dich beim Namen gerufen … 4
- Berufen zur Priesterin, zur Königin und zur Prophetin 6
- Die Freude an Gott ist unsere Kraft! 7
- Berufung heißt, sich am richtigen Platz zu wissen 8
- Straßenkinder erklären mir den Ruf Gottes 9
- Ein Arzt für all e(s) 10
- Franz von Assisi 13
- Gott will, dass wir leben 14
- Zur Politik »berufen«? 15
- Berufung zum Menschsein 17
- Warum ich Lehrer geworden bin 18
- Blickwinkel, die kaum jemand zu Gesicht bekommt 19
- Cantabo Domino, qui bona tribuit mihi. 21
- Physiotherapeutin – mein Beruf, meine Berufung 22
- Überrascht von Freude 23
- Maß nehmen mit Liebe 24
- Meine Gäste glücklich machen 25
- Padre Eusebio Kino 26
- Familie als Berufung 28
- Mit dem Canisibus unterwegs 29
- Gefragt: Pfarrgemeinderäte 30
- Berufungsgeschichten biblischer Frauen? 31
- Da wusste ich: »Das ist meins!« 32
- 90. Geburtstag Prof. Weismayer 35
- Stephanerfest 35
- Erstkommunion 36
- Pfarrfirmung 38
- Blitzlichter aus St. Stephan 40
- Stefflkirtag 41
- Stunde der Hoffnung 41
- Wegzeichen des Glaubens 42
- Mein Lieblingsgebet 43
- Die heilige Helena 44
- Bücher: Freude; Leo XIV. 46
- Steffl 47
- Chronik 48
- Aus dem Archiv 49
- Die Speisglocke 50
- Nachruf auf Arthur Saliger 51
- Bibelnacht 51
- Termine 52
- Lange Nacht der Kirchen 54
- Flohmärkte der Dompfarre 55
- Zum Nachdenken 56
- Impressum 56

Editorial

Berufen – wozu?

„Was ich einmal werden möchte …“ – Kinder haben darauf oft eine schnelle Antwort parat. Bei mir war es nicht anders. Aber meine Berufsvorstellungen änderten sich von Jahr zu Jahr. So schrieb ich einmal in ein sogenanntes „Freundebuch“ als Berufswunsch „Bäuerin“. Dieser Traum verblasste allerdings rasch nach einem wunderschönen, aber desillusionierenden Sommerferienaufenthalt bei entfernten Verwandten auf einem Bergbauernhof. Das frühe Aufstehen, die harte körperliche Arbeit, die herrlichen, doch sehr steilen Berghänge, auf denen das Gras in der zum Teil sengenden Hitze mit der Hand gemäht und zusammengerecht werden musste, die stete Verantwortung für die zu versorgenden Tiere und das Abgeschnittensein von jeglicher Infrastruktur flößten mir allergrößten Respekt vor diesem Beruf ein. Dann doch lieber Lehrerin werden. Oder Klosterschwester. Auch Kinderärztin schrieb ich irgendwann in ein solches Ausfüllbuch. Heute kann ich darüber nur schmunzeln und ich bin überzeugt: Jede Mama von drei Kindern (oder ein Papa) hat zumindest ein Semester Kinderheilkunde erfolgreich absolviert.

Es ist eine Frage, die jeden betrifft: Was soll ich werden? Wozu fühle ich mich berufen? Wofür bin ich geeignet? Was ist mein Platz in der Welt? Heute stellen sich meine Kinder diese Fragen. Aber letztlich sind es Fragen, die jeden Menschen in jeder Lebensphase begleiten.

Manche Menschen verspüren von Kindheit an einen einzigen Berufswunsch, dem sie nachgehen und bei dem sie ihr Leben lang bleiben. Anderen wiederum bleibt die Erfüllung des Traumberufs verwehrt. Aber wenn Türen zugehen, gehen an anderer Stelle Türen auf, sodass Menschen auf ungeahnte Wege geführt werden und schließlich doch noch jenen Platz finden, wo sie ihre Talente einsetzen können. Von solchen wunderbaren, sehr unterschiedlichen Lebenswegen gibt dieses umfangreiche Pfarrblatt Zeugnis. Das Leben ist voller unerwarteter Möglichkeiten.



Martin Staudinger

Auf die Haltung kommt es an

Unweigerlich fällt mir beim Thema „Arbeit“ stets die Parabel von den drei Steinmetzen ein, eine meiner Lieblingsgeschichten: Ein Reisender kommt in eine mittelalterliche Stadt und trifft dort auf eine große Baustelle, wo an einer mächtigen Kathedrale gearbeitet wird. Er stellt drei Arbeitern nacheinander genau dieselbe Frage: „Was machst du da?“ Der erste Steinmetz wischt sich den Schweiß von der Stirn und sagt: „Ich klopfe Steine.“ Der zweite antwortet: „Ich ernähre meine Familie.“ Der dritte schließlich blickt mit leuchtenden Augen auf und sagt stolz: „Ich baue einen Dom!“ Welchen Beruf man auch immer ausübt, welche konkrete Tätigkeit man verrichtet – letztlich ist die Einstellung zur Arbeit entscheidend: die Vision, die Haltung, die der Tätigkeit ihren Sinn verleiht.

„Ich habe bei all meinen Arbeiten nur dies Ziel verfolgt, alles aus Liebe zu Gott zu tun“, schrieb im 17. Jahrhundert der Karmelit und Mystiker Lorenz von der Auferstehung. Gleichgültig, ob er als Koch oder Schuster in seinem Kloster werkte: Jede kleinste Tätigkeit bemühte er sich, mit Liebe zu tun. Und das ist es wohl, was Menschen Großartiges vollbringen lässt – die Liebe.

Herzlichst, Ihre Birgit Staudinger



Liebe Freunde!

Meine familiären Wurzeln liegen im goldenen Handwerk. Meine Großväter waren Maurer und landwirtschaftliche Facharbeiter, meine Eltern Steinmetz und Haushaltshilfe, meine Geschwister sind Tischler, Tapezierer und Gewerkschaftssekretärin. Und trotz oder gerade wegen meines ausführlichen Studiums an der Universität fühle ich mich in keiner Weise abgehoben. Die Vielfalt des Zusammenhalts der verschiedenen Zünfte und Berufsfelder im und am Dom zu entdecken schätze ich sehr – oft in den verschiedensten seelsorgerlichen Kontakten mit Berufsinnungen bei feierlichen Gottesdiensten im Dom anlässlich ihres jeweiligen Jahrestags … Und bei Eröffnungen von unterschiedlichen Geschäften, Betrieben und Lokalen Gottes Segen für die Menschen und ihre Arbeit erbitten zu dürfen ist ein Geschenk.

Junge exzellente Handwerker gefragt

Gerade bei solchen Anlässen höre ich immer wieder von den Verantwortlichen, wie dringend sie qualifizierte Fachkräfte suchen. Wie traurig ist es oft mitansehen zu müssen, wie wohlwollende Eltern ihren Kindern und Jugendlichen unbedingt eine höhere Schulbildung ermöglichen wollen, aber an allen Enden zwickt und zwackt es. Der Jugendliche hat vielleicht gerade „keinen Bock“ auf die Laufbahn zur Matura, dafür aber andere Interessen und Begabungen, die in einem Lehrberuf viel besser eingesetzt werden könnten und eine gute berufliche Zukunft sichern würden.

Ich bin sehr froh, dass ich mich schon recht früh selbständig dafür entschieden habe, die Matura zu machen und dann zu studieren. Und ich bin überglücklich in meinem Beruf, der meiner Berufung entspricht. Aber oft begegnen mir Schülerinnen und Schüler, die unter dem großen Druck ihrer Eltern auf Biegen und Brechen versuchen, die Hochschulreife zu erlangen – und oft werden daraus glücklose Studienabbrecher und arbeitsuchende Akademiker. Im Gegensatz dazu durfte ich in den letzten Jahrzehnten so viele exzellente Professionisten mit ihrem goldenen Handwerk kennen und schätzen lernen, denen heute händeringend alle nachlaufen und deren Arbeit auch finanziell hochgeschätzt wird.

Meine dringende Bitte an alle Eltern, die ihren Kindern natürlich nur das Beste wünschen: Schaut sowohl auf die Talente eurer Kinder als auch auf den Bedarf an Berufen in der Zukunft. Nichts gegen eine akademische Laufbahn, aber exzellente Kräfte werden in jedem Bereich auch zukünftig Erfolge feiern. Gebt in der so wichtigen Berufsentscheidungsphase der Option Handwerk eine Chance. Das ist keine



Sackgasse, sondern kann auch mit Matura und später mit weiteren Bildungsschritten verbunden werden.

Wir alle haben einen Ruf, aber erst die Vielfalt der einzelnen Berufe ergibt ein gesundes Ganzes für das Gemeinwohl. Hören wir gemeinsam auf den Ruf des Herrn, der Zimmermann war. Apostel und Heilige gingen oft genug aus allen Berufen hervor.

Das erbittet uns allen Ihr dankbarer Dompfarrer Toni Faber





Dompfarrer: Suzy Stöckl

Titelseite:
Wenn ein Ruf zur Berufung wird:
Seit mehr 30 Jahren setzt sich der Jesuit P. Georg Sporschill für Straßenkinder und benachteiligte Menschen in Rumänien ein. 2012 initiierte er zusammen mit Ruth Zenkert den Verein ELIJAH im rumänischen Siebenbürgen.
Hier widmet er sich den ansässigen Roma, vor allem den Kindern und der Jugend, um ihnen eine Ausbildung und bessere Zukunft zu ermöglichen. (Foto: ELIJAH)

»Ich habe dich beim Namen gerufen …« (Jesaja 43,1)

Was steht am Anfang der Geschichte Gottes mit den Menschen? Ein Ruf. Und was ist die wichtigste Berufung? Zur Liebe. Gedanken von Erzbischof Josef Grünwidl

Alles beginnt mit einem Ruf. „Der HERR sprach zu Abram: Geh fort aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde! Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein.“ (Gen 12,1-2) Eigentlich verrückt: „Da ging Abram, wie der HERR ihm gesagt hatte“, mit seiner ganzen Familie, im biblischen Alter von fünfundsiebzig Jahren. Was Abram, der ein paar Kapitel und einige Wegkilometer später zu Abraham, zum Stammvater wird, zu diesem Abenteuer bewogen hat und wie seine Familie darauf reagiert haben mag, wird nicht erwähnt. Fest steht, dass der Ruf Gottes eine Lebensentscheidung begründet hat, einen Aufbruch, der bis heute nachwirkt. Am Anfang der Geschichte Gottes mit den Menschen stehen nicht Gebet, nicht Liturgie, nicht frommes Nachdenken. Am Anfang steht ein Ruf, der von Gott ausgeht.

Dass Abram sich herausrufen lässt, dass er dem Ruf Gottes Folge leistet, setzt voraus, dass er diesen Ruf hört und ihn auch richtig deutet. Be-ruf-ung hat mit Hören, hat mit Ge-hor-sam zu tun. Abram glaubt und er vertraut dem Ruf Gottes und der Verheißung, die sich darin ausspricht: Du wirst ein Segen sein. Auch für uns bedeutet Christsein, sich immer wieder neu herausrufen zu lassen aus den gewohnten Lebensbahnen, aus dem bequemen Alltagstrott. Es bedeutet, aufmerksam zu sein, die inneren Antennen immer wieder neu auszurichten, die Ohren des Herzens zu spitzen und dem hörend nachzuspüren, was Gott in uns bewegen, zum Aufbruch bringen möchte.

Vom Ruf zur Berufung zum Beruf

Ganz ähnlich sieht es bei den ersten Jüngerberufungen aus: „Als Jesus am See von Galiläa entlangging, sah er Simon und Andreas, den Bruder des Simon, die auf dem See ihre Netze auswarfen; sie waren nämlich Fischer. Da sagte er zu ihnen: Kommt her, mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen. Und sogleich ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm nach.“ (Mk 1,16) Auch hier beginnt alles mit dem Ruf Jesu. Jesu Anrede hat Simon und Andreas offenbar mitten ins Herz getroffen. Ohne viele Worte, ohne große Überzeugungskünste, ohne Verträge mit Kleingedrucktem, die auf mögliche Risiken, Gefahren und Nebenwirkungen der Nachfolge Jesu aufmerksam machen, folgen die Jünger Jesus, lassen sich auf das Leben mit ihm ein. Es reicht ein einfaches: „Kommt her, mir nach!“ Sie hören und folgen seinem Ruf, vertrauen ihm. Der Ruf Jesu wird für sie zur Berufung, zum Beruf des Menschenfischers.

Berufung leben – wie geht das?

Was bedeuten diese Berufungsgeschichten, von denen es einige in der Bibel gibt, für uns heute? Schließlich kann nicht jeder einfach so sein Leben und seinen Beruf an den Nagel hängen oder gar seine Familie verlassen, um in dieser Radikalität Jesus nachzufolgen. „Berufung“ wurde und wird oft eingeengt auf geistliche Berufung, auf ein Leben als Priester, als Ordensmann oder Ordensfrau. Doch viel grundlegender ist der Ruf, den Gott an uns alle richtet: Wir sind von Gott ins Leben gerufen! Wir sind von Gott geliebt! Das ist die erste und wichtigste Berufung. Sie ergeht an jeden Menschen.

Als Getaufte sind wir darüber hinaus berufen, Jesus in unserem Alltag nachzufolgen. Wie sich diese christliche Berufung im Leben jeder und jedes Einzelnen ausbuchstabiert, sieht ganz unterschiedlich aus. Das Zweite Vatikanische Konzil hat der „allgemeinen Berufung zur Heiligkeit“ in der Kirchenkonstitution „Lumen Gentium“ ein eigenes Kapitel gewidmet (LG 39–42). Die Arten, seine Berufung zu leben, sind so verschieden, wie es Menschen gibt: in der Familie, im jeweiligen Beruf, in der Sorge um seinen Nächsten, in der Hinwendung und Liebe zu allen Menschen. Um die eigene Berufung zu entdecken, empfiehlt Bruder David Steindl-Rast die Übung „Stop-Look-Go“. Stop: still werden, sonst können wir unsere innere Stimme nicht hören. Look: hinhören und hinschauen, wozu das Leben uns ruft. Go: innewerden und handeln.

Kirche – Gemeinschaft der Berufenen

Noch etwas: Die Kirche versteht sich als Gemeinschaft derer, die von Gott gerufen sind. Das Wort, das in den romanischen Sprachen für „Kirche“ verwendet wird, z. B. das französische „église“, das spanische „iglesia“, das portugiesische „igreja“, stammt vom griechischen Wort „ekklesia“ ab. Es leitet sich her von „ekkaleo“ – „ich rufe heraus“. Kirche besteht



Josef Grünwidl ist Erzbischof der Erzdiözese Wien.

aus Menschen, die von Gott herausgerufen sind, die von Gott berufen sind. Mit „ekklesia tou theou“ – „die Herausgerufenen Gottes“ werden im Neuen Testament die bezeichnet, die in der Nachfolge Jesu die ersten kirchlichen Gemeinschaften bilden.

Ich habe dich beim Namen gerufen

Aber schauen wir noch einmal auf die erste, die grundlegende Berufung, den Ruf ins Leben, der an alle Menschen ergeht. Bei Jesaja 41 heißt es: „Jetzt aber – so spricht der HERR, / der dich erschaffen hat, Jakob, / und der dich geformt hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich ausgelöst, / ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir! Wenn du durchs Wasser schreitest, bin ich bei dir, / wenn durch Ströme, dann reißen sie dich nicht fort. Wenn du durchs Feuer gehst, wirst du nicht versengt, / keine Flamme wird dich verbrennen. Denn ich, der HERR, bin dein Gott, / ich, der Heilige Israels, bin dein Retter. Ich habe Ägypten als Kaufpreis für dich gegeben, / Kusch und Seba an deiner Stelle. Weil du in meinen Augen teuer und wertvoll bist / und weil ich dich liebe, gebe ich Menschen für dich / und für dein Leben ganze Völker. Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir! / [...] Denn jeden, der nach meinem Namen benannt ist, / habe ich zu meiner Ehre erschaffen, geformt und gemacht.“ (Jes 41,1-7)

Wenn Gott jeden Menschen beim Namen ruft, dann sieht er ihn in seiner unverwechselbaren Identität, mit allem, was sich in ihm entfalten kann. Jemanden beim Namen zu nennen, schafft Nähe und Verbundenheit. Bei der Erscheinung des Auferstandenen vor Maria Magdalena ist es ein einziges Wort, durch das sie Jesus erkennt. Der Auferstandene ruft sie beim Namen: „Maria!“ (Joh 20,16).

In einer seiner berührendsten und berühmtesten Motetten vertont Johann Sebastian Bach den Jesaja-Text (BWV 228). Die Worte der Kantate lauten: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir. Weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, helfe dir auch. Ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöset. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Fürchte dich nicht, du bist mein.“ Bach setzt zwei Chöre ein, deren Stimmen sich die Hand zu geben scheinen. Der biblische Zuspruch verdichtet sich musikalisch zu einer großen Zusage. Die Klänge können ins Herz gehen, genauso wie die tröstlichen Worte Gottes: „Fürchte dich nicht. Ich habe dich beim Namen gerufen, du bist mein!“ ■

Erzdiözese Wien/Schönlaub

Die Autoren

Mag. Angelika Ahrens, staatl. geprüfte Bankkauffrau, Journalistin, diplom. Yoga-Lehrerin und Anti-Stress-Trainerin
Dr. Ruth Beckermann, Filmemacherin, Autorin, Regisseurin
Barbara Coudenhove-Kalergi, Journalistin, Autorin
Mag. Karin Domany, Religionspädagogin in Pens., PGR St. Stephan
Toni Faber, Dompfarrer von St. Stephan
Dr. Susanne Drapalik, Arbeiter-Samariter-Bund Wien, Präsidentin und Landeschefärztin
Mag.a Bettina Emmerling, Vizebürgermeisterin, amtsführende Stadträtin der Stadt Wien
Dr. Annemarie Fenzl, ehem. Leiterin des Diözesanarchivs u. des Kardinal-König-Archivs
MMag. Markus Figl, Bezirksvorsteher der Inneren Stadt, Wien
Reinhard H. Gruber MA, Domarchivar von St. Stephan
Mag. Josef Grünwidl, Erzbischof der Erzdiözese Wien
Dr. Ignaz Hochholzer, Seelsorger und Oberarzt i.R. im KH d. Barmherzigen Brüder Wien, Seelsorger Domkirche St. Stephan
Mag. Gerhard Höberth, Pfarrvikar der Pfarre Maria-Drei-Kirchen, Wien
Dr. Markus Hofer, Theologe, Autor
Mag. Anton W. Höslinger Can. Reg., Propst des Stiftes Klosterneuburg
Dr. Annette Jantzen, Theologin, Autorin
Dipl.-Ing. Dr. Andreas Kaiser, Generalvikar der Erzdiözese Wien
Dr. Henning Klingen, Redakteur der Kathpress, Chefredakteur der Zeitschrift „miteinander“, Theologe, Moderator
Verena König, medizinische Verwaltungsassistentin
DI, (Ing.) Walter König, Techniker, IAEA Laboratories Seibersdorf
Markus Landerer, Domkapellmeister von St. Stephan
Dr. Michael Ludwig, Bürgermeister und Landeshauptmann von Wien
Dominik Nepp, MA, amtsf. Stadtrat der Stadt Wien
KR MMSt. Mag. (FH) Maria Neumann, Schneidermeisterin, NRAbg., Spartenobfrau Gewerbe & Handwerk der Wiener WK
Maximilian Novak, Steinmetz, Dombauhütte St. Stephan
Eva Pinkelnig, Skispringerin, Sportlerin des Heeressportzentrums des Österr. Bundesheers
Severin Prassl-Wisiak, BA BA MA MA, Tenor, Referent für Öffentlichkeitsarbeit an der PH NÖ
Univ.-Prof. i.R. Mag. Dr. Rudolf Prokschi, em. Prof. f. Theologie und Geschichte des christlichen Ostens, Domdekan St. Stephan
Mag.a Judith Pühringer, nichtamtsführende Stadträtin in Wien
Dr. Benjamin Raimerth, Beamter, stellv. Vorsitzender des PGR St. Stephan
Sr. Mag.a Christine Rod MC, Theologin, Supervisorin, Generalsekretärin d. Österreich. Ordenskonferenz
Fabian Scheck, BEd, Lehrer am Konrad Lorenz Gymnasium Gänserndorf
Dr. Peter Schipka, Rektor der Wiener Hofburgkapelle, Generalsekretär der Österr. Bischofskonferenz
Sr. Dr. Johanna Schulenburg CJ, Provinzoberin der Congregatio Jesu – Mitteleuropäische Provinz
P. Mag. Georg Sporschill SJ, Soziale Werke Elijah
Mag. Birgit Staudinger, Theologin, Redaktionsleiterin
Sabine Stögerer, MA, freiberufliche Physiotherapeutin, externe Lektorin an der FH Campus Wien
Mag. Pia Tüchler MA, Juristin, Historikerin, Domarchiv St. Stephan
Ök.-Rat Norbert Walter, MAS, CSE, Präsident d. Landwirtschaftskammer Wien, Winzer
Dr. Herwig Weigl, Historiker
Oberrat Dr. Jonathan Werner, Leitender Anstaltsseelsorger, Justizanstalt Wien-Josefstadt
Sr. Dr. Melanie Wolfers SDS, Philosophin, Theologin, Rednerin, Beraterin, Autorin
Michaela Reitterer, Ehrenpräsidentin der Österr. Hotelvereinigung, Mitglied d. World Committee on Tourism Ethics
MMag. Franz Zehetner, Archivar der Dombauhütte St. Stephan

Redaktion

Redaktionsleitung: Mag. Birgit Staudinger
Lektorat: Mag. Karin Domany, Reinhard H. Gruber, Mag. Barbara Masin MA, Verena Michalke, Daniela Tollmann
Redaktionsteam: Dompfarrer Toni Faber, Mag. Karin Domany, Mag. Heinrich Foglar-Deinhardstein, Reinhard H. Gruber, Anneliese Höbart, Diakon MinRat. Mag. Matthias Németh MA, Mag. Oliver Steinringer MA, unter der Mitarbeit von Christian Herrlich MA

Berufen zur Priesterin, zur Königin und zur Prophetin

Sr. Christine Rod ist seit 2020 Generalsekretärin der Österreichischen Ordenskonferenz. Die Anrede „Ehrwürdigste“ oder „Hochwürdigster“ für Ordensleute bzw. Geistliche findet sie reichlich seltsam. Sie erinnert daran, dass jede Getaufte und jeder Getaufte berufen ist.

Im Rahmen einer „Begegnungs- und Solidaritätsreise“ war ich in Israel, gerade recht zwischen dem einen und dem gleich danach folgenden Krieg. In unserer Gruppe waren wir fünf Ordensleute und 20 Personen aus dem Umkreis einer Pfarre. Also lauter christlich und kirchlich sozialisierte Menschen.

Schon bei der Vorstellrunde ging es los: „Ich bin halt ein normaler Mensch“, sagte die Person neben mir. Zuerst habe ich gar nicht so recht darauf geachtet, aber als das dann in den darauffolgenden Tagen bei jeder Vorstellrunde mit irgendeinem unserer Gesprächspartner wieder und wieder kam (und zwar nicht nur von der einen Frau), bin ich doch hellhörig geworden.

Bei den langen Busfahrten sind wir in unserer Gruppe gut ins Gespräch gekommen, und so habe ich dann „gelernt“, dass es in der Kirche „normale“ und „besondere“ Menschen gibt. Aha! Ich war einigermaßen verwundert, dass das auch noch im 21. Jahrhundert so gesehen wird.

Ja, ich weiß, wir Ordensleute werden manchmal immer noch mit „Ehrwürdigste“ und „Hochwürdigster“ angesprochen, was mir reichlich seltsam vorkommt. Ich habe das bisher immer als überflüssige und antiquierte Floskel abgetan.

Sind wir Ordensleute keine „normalen“ Menschen? Diese Frage hat mich ein wenig ratlos und auch ein wenig ärgerlich zurückgelassen. Auf jeden Fall habe ich dann begriffen, dass diese Unterscheidung (die nicht von uns Priestern und Ordensleuten vorgenommen wurde!) mit so etwas wie einem christlichen Selbstverständnis und mit Berufung zu tun hat.

Mein Verständnis von Berufung ist es jedenfalls nicht, einer „Sonderklasse“ anzugehören. Was mir dabei – auch im Blick auf meine eigene Berufungsgeschichte – wichtig ist:

Glaube und Kirche waren in meinem Leben irgendwie immer schon da, und ich bin dankbar, nie schwere Glaubenszweifel oder eine quälende Gottferne erlebt zu haben. Und so war es auch klar, dass ich mich nach meinem Theologiestudium in dieser Kirche einbringen wollte, als Ausdruck meines Glaubens und um „das Evangelium zu verkünden“, wie ich es in der Sendungsfeier zum kirchlichen Dienst versprochen habe. Das war meine Berufung. Und auch wenn es bis zu meinem Ordenseintritt noch lange gedauert hat, so habe ich mich damals schon als „Berufene“ verstanden.



Bei der Taufe wird der Getaufte zum Priester, zum König und zum Propheten gesalbt.

Alle Getauften sind berufen

Ich habe in meinen Jahren in der Pastoral viele Taufgespräche geführt. Ich habe mit den mehr oder weniger gläubigen jungen Eltern über ihr Kind und über die bevorstehende Taufe geredet. Ich weiß nicht, wie oft ich in diesem Zusammenhang darüber gesprochen habe (und mich natürlich im „Übersetzen“ geübt habe), dass dieses junge Menschenkind jetzt zum Priester, zur Priesterin, zum König, zur Königin, zum Propheten, zur Prophetin gesalbt wird. Jedenfalls ist das in mir tief eingesickert und ist mir kostbar geworden. Es hat mein Verständnis davon geprägt, was es heißt, Christin zu sein und berufen zu sein. Selbstverständlich glaube ich, dass alle Getauften zu dieser Berufung berufen sind. (Als Frau erlaube ich mir jetzt, der Einfachheit halber bei der weiblichen Form zu bleiben.)

Gott will in uns wohnen

Als Priesterin bin ich berufen, dem Heiligen nahe zu sein und den Menschen um mich zu „sagen“ (zu bezeugen, mitzugeben), dass auch sie heilig sind, dass sie Würde und Schönheit haben, dass sie ein Kind Gottes und sogar der Tempel Gottes sind, in dem Gott wohnen will.

Verantwortung übernehmen

Als Königin bin ich berufen, in der Realität zu stehen und Verantwortung zu übernehmen – für mich selbst, für andere Menschen, für das Leben, für unsere Welt. Ich bin berufen, Handlungsmöglichkeiten zu erkennen und tatsächlich zu gestalten, und zwar für ein gutes Leben möglichst vieler Menschen.

Das Gute und die Gefahren sehen

Als Prophetin bin ich berufen, ganz im Sinne der ursprünglichen Wortbedeutung sehend zu sein für das, was an Gutem in dieser Welt ist, aber auch an Gefährdungen. Sehend zu sein für Entwicklungen,

Taufe: Erzdiözese Wien/Stephan Schönlaub

in denen wir in unserer großen und in der kleinen Welt und auch in der Kirche stehen. Und ich bin berufen, immer mehr aufmerksam und sehend zu werden, wo der Geist Gottes am Werk ist.

Den eigenen Platz finden

Ich komme zurück zu meiner eigenen Berufungsgeschichte. Sie hat einen Wandel erlebt, als ich entdeckt habe, dass ich meinen Glauben in einer Gemeinschaft, gemeinsam mit anderen leben und einem größeren „Wir" angehören möchte. Denn Wir ist größer als Ich. Als ich dann in die Gemeinschaft der Missionarinnen Christi eingetreten bin und nach und nach meine Versprechen abgelegt habe, schließlich bis hin zur „Lebensweihe", also bis zur endgültigen Bindung an Jesus Christus und an unsere Gemeinschaft, da habe ich dann immer mehr gemerkt: Das ist mein Weg, das ist mein Platz, und das ist meine Berufung.

Aber ob dieser Weg besser oder „berufener" ist als ein anderer Weg? Ich weiß es nicht. Und ehrlich gesagt: Ich glaube es auch nicht.

Oft bin ich gefragt worden, warum ich Ordensfrau geworden bin und warum ich ausgerechnet in diese Gemeinschaft eingetreten bin. Selbstverständlich kann ich davon erzählen (und ich tue es auch gerne), aber eigentlich bleibt es ein Geheimnis. Ich habe es in solchen Gesprächen dann manchmal mit einem Vergleich versucht: „Sie sind mit dem Mann X oder mit der Frau Y verheiratet. Warum haben Sie nicht Z geheiratet, der/die vielleicht schöner, gescheiter, lustiger ist? – Ja, so unerklärlich ist es letztendlich. Und das ist auch gut so." ■



Sr. Christine Rod MC ist Mitglied der Gemeinschaft der Missionarinnen Christi, Theologin und Supervisorin



»Die Freude an Gott ist unsere Kraft!«

Propst Anton Höslinger ist gebürtiger Klosterneuburger. Von Kindheit an hat die Feier des Gottesdienstes eine wichtige Rolle in seinem Leben gespielt und die Frage, ob er Priester werden soll, hat ihn schon früh begleitet. Auf seinem Glaubensweg begegnete er immer wieder: der Freude!

Esra und Nehemia feierten mit dem ganzen Volk einen Gottesdienst. Sie lasen aus der Heiligen Schrift, erläuterten das Vorgelesene erklärten diesen Tag für „heilig" – mit den Worten: „Die Freude an Gott ist unsere Kraft!" (Neh 8,1-12)

Die beeindruckende Schilderung einer Liturgie erinnert mich immer wieder aufs Neue an meine eigene Gottesdienst-Geschichte von Kindesbeinen an. Wenn ich an meine Kindheit denke, wenn ich auf all die Jahre meines Lebens blicke, hat die Feier des Gottesdienstes stets eine wichtige Rolle eingenommen und war – ich nehme es gleich vorweg – ein ganz wesentliches Fundament meiner Berufung zum Ordensmann und Priester. Meine Eltern nahmen mich und meinen Bruder von Anfang an mit zur Sonntagsmesse, und ich bin sicher, meine Eltern haben mit uns keinen Sonntag ausgelassen. Dadurch ist die Mitfeier des Gottesdienstes zu etwas Selbstverständlichem geworden.

Zuerst Erklärung des Evangeliums und ministrieren üben, dann Tischtennis

In der Woche nach der Erstkommunion ging ich zum ersten Mal in die Ministrantenstunde in unserer Pfarre, um am Sonntag darauf ministrieren zu dürfen. Ich konnte es gar nicht erwarten, endlich in das Ministrantengewand zu schlüpfen. Unser Pfarrer hielt mit eiserner Disziplin jede Ministrantenstunde selbst: Er las jede Woche das Evangelium des folgenden Sonntags vor und erklärte uns die Schriftstelle. Bevor wir dann Tischtennis spielen durften, ging er mit uns in die Kirche, um das Ministrieren zu lernen – kein Fehler durfte in der Messfeier passieren! Bald bildete er uns auch als Lektoren aus: Er übte mit uns die Lesung in der Kirche, in der es damals keine Lautsprecheranlage gab und deren Ambo für uns kleine Buben viel zu hoch war, sodass wir frei neben einer Säule stehen mussten. Unser Vater war sehr stolz auf meinen Bruder und mich, dass uns der Pfarrer als Lektoren einsetzte, was aber bedeutete, dass mein Vater mit uns den Vortrag der Lesung schon im Vorfeld – Woche für Woche – zu Hause übte, damit niemand behaupten könnte, man verstehe uns nicht.

Die Feier des Gottesdienstes und die Übernahme liturgischer Dienste wurde mir also förmlich „in die Wiege gelegt". Im Rückblick bemerkenswert scheint mir auch, dass wir Ministranten eine große Schar von Freunden waren, sodass ▶



Propst Anton W. Höslinger Can. Reg. leitet das Stift Klosterneuburg.

Rod: ordensgemeinschaften.at | Höslinger: Stift Klosterneuburg | Stift Klosterneuburg/Michael Zechany

▶ wir „im kritischen Alter“ nicht aufhörten, in die Kirche zu gehen. Ich habe dort kontinuierlich den Ministranten- und Lektorendienst geleistet – das letzte Mal am Sonntag vor meinem Eintritt in das Stift Klosterneuburg.

Fragen stellen weitet den Blick

Welchen Beruf soll man erlernen? Diese Frage der Jugend hat mich nie am Priesterberuf vorbeigeführt. Freilich habe ich auch andere Optionen überlegt, aber die Frage, „Soll ich Priester werden?“ begleitete mich stets. Nach der Matura leistete ich meinen Präsenzdienst beim Bundesheer und trat danach in das Stift Klosterneuburg ein. Dass der Entschluss, Priester zu werden, Hand in Hand mit dem Klostereintritt ging, war für mich damals irgendwie „logisch“ – als gebürtiger Klosterneuburger und in einer Klosterneuburger Stiftspfarre aufgewachsen … Nach dem Noviziat ging es an die Universität nach Wien, um Theologie zu studieren. Viele meinen – einmal mehr, einmal weniger spaßig –, dass man im Studium den Glauben verliere. Meine Erfahrung war eine gegenteilige! Die Theologie weitete meinen Blick. Dass Glaubensfragen gestellt werden durften, ja mussten, dass es in vielen Fragen keine eindeutigen Antworten gibt, dass man um Antworten ringen muss, hat mein Glaubensleben beflügelt und mir später in der seelsorglichen Arbeit sehr geholfen.

Glaube muss Freude machen

Nach dem Studium in Wien bekam ich die Chance, ein zusätzliches Jahr in Oxford zu studieren. Dies weitete noch einmal meinen Blick und öffnete mir im wahrsten Sinne des Wortes eine neue Welt: andere Glaubenstraditionen, ein unterschiedliches und geweitetes Denken haben mich im Glauben gestärkt und darüber hinaus für mein ganzes Leben sprachlich, kulturell und menschlich viele große Schritte nach vorne gebracht. „Die Freude an Gott ist unsere Kraft!“ Glaube muss Freude machen! Ich bin dankbar, dass mir mein Glaubensweg – bei allen Schwierigkeiten, Enttäuschungen und eigenen Unzulänglichkeiten – bis heute Freude macht. Freude kann ich nicht erzeugen; Freude muss anstecken! ■

Berufung heißt, sich am richtigen Platz zu wissen

Sr. Johanna Schulenburg CJ arbeitete zunächst als promovierte Juristin im Wissenschaftsbetrieb. Ihrer Sehnsucht folgend wagte sie schließlich den Schritt, ihr bisheriges Leben aufzugeben und in die Ordensgemeinschaft der Congregatio Jesu einzutreten. Was Sr. Johanna damals dazu bewegt hat und was Berufung für sie heute bedeutet.

Der eigenen Sehnsucht folgen

Wenn ich auf mein eigenes Leben schaue, kann ich sehen, dass Ausgangspunkt meiner Berufung in die Ordensgemeinschaft der Congregatio Jesu vor nunmehr 25 Jahren eine starke Sehnsucht war, mit meiner Gottesbeziehung „ernst“ zu machen und „alles auf eine Karte zu setzen“. Es war meine eigene Radikalität, die eine Entsprechung suchte, an Ordensleben dachte ich jedoch noch nicht. Ich zog mich in die Stille eines benediktinischen Klosters zurück und traf dort auf einen Benediktinermönch, der einen ähnlichen beruflichen Hintergrund und sogar Berufungsweg hatte wie ich. Allein die Erkenntnis, dass es möglich war, mit Anfang 30 noch über eine Berufung in eine Ordensgemeinschaft nachzudenken, war ein entscheidender Wendepunkt und führte mich schließlich zur Congregatio Jesu.

Berufung zu leben, heißt für mich heute, mich einerseits am richtigen Platz zu wissen mit den schönen, erfüllenden und sinngebenden Erfahrungen, aber auch mit allem Schwierigen und Herausfordernden.



Sr. Johanna Schulenburg CJ ist Provinzoberin (Mitteleuropäische Provinz) der Congregatio Jesu.

Schulenburg: Hiwa Naqshi

Gleichzeitig setzt sie aber auch meine Bereitschaft voraus, mich aus der gegenwärtigen Lebenssituation wieder herausrufen zu lassen, bereit zu sein weiterzuziehen. Berufung ist nicht statisch, sondern ein dynamisches Beziehungsgeschehen.

Die eigene Berufung überhaupt erst zu finden, kann belebend und bewegend sein, zugleich aber auch schwierig und fordernd. Maria Ward (1585 – 1645), die Gründerin der Congregatio Jesu, sagte von sich selbst, dass es schwierig gewesen sei, für viele Jahre nicht zu wissen, was Gottes Wille für sie sei. Sie musste mehrfach innerlich und äußerlich neu aufbrechen, bis sie ihre wahre Bestimmung fand. Gleichzeitig ging sie die Schritte, die sie sah und überließ sich der Führung Gottes – dadurch lebte sie schon das, was sie verstand. Ich habe immer wieder (junge) Menschen auf der Suche nach ihrer Berufung begleiten dürfen. Ein öfter auftretendes „Hindernis“ war der innere Vorbehalt, dass Gott noch deutlicher sprechen solle, aber „eigentlich“ wussten sie, was der nächste Schritt war. Berufung heißt, auf dem Weg nicht zu wissen, was um die nächste Ecke kommt – oftmals ist nur der nächste Schritt klar, es gibt eine Ahnung eines Ziels, aber der ganze Weg ist nicht sichtbar. Für meine Entscheidung, in die Congregatio Jesu einzutreten, brauchte ich persönlich Mut – Mut, meine juristische Hochschullaufbahn aufzugeben, ohne zu wissen, was kommen könnte. Auf das Noviziat folgten Theologiestudium,

geistliche Ausbildungskurse, langjährige Tätigkeit am Kardinal König Haus in Wien, Noviziatsleitung, und derzeit bin ich in der Leitungsverantwortung für unsere Provinz. Das hätte ich nie vorausgeahnt.

Danach fragen, was das Leben von einem braucht

Während Berufung am Anfang des Lebens eher heißt, der eigenen Sehnsucht zu folgen und nach dem Leben zu suchen, das dieser Sehnsucht entspricht, bedeutet Berufung mit zunehmendem Alter mehr und mehr danach zu fragen, was das Leben von einem braucht.

Im Evangelium findet sich dazu eine Begebenheit, die das gut zum Ausdruck bringt: dort spricht der Auferstandene zu Petrus: „Als du jünger warst, hast du dich selbst gegürtet, und gingst, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürten und dich führen, wohin du nicht willst." (Joh 21,18) Berufung bewegt sich also in dem Spannungsfeld von „das ganz Eigene finden und leben" und gleichzeitig mehr und mehr den eigenen Willen dahin formen lassen, den eigenen Willen zur Disposition zu stellen und genau darin eine tiefe Sehnsucht zu entdecken und zu leben. Das braucht Zeit und ereignet sich in jeder Biografie ganz individuell.

Wer sucht, der findet Wegbegleiter

Auf diesem Suchweg wurden mir Menschen zu wichtigen Wegbegleitern. Mir scheint, wer sich mit wachem Herzen der Frage nach der eigenen Berufung aussetzt, wird auf diese „Streckenposten" treffen. In einem Gespräch fallen plötzlich Sätze, die einem noch lange nachgehen, „Zufälle" bewegen in eine bestimmte Richtung des Lebens; und doch spürt man auch die Radikalität des inneren Rufes. Man mag auch mal etwas falsch deuten, aber in der Tiefe „weiß" man, wenn man sich nur traut. Man spürt den Be„ruf". ■

Straßenkinder erklären mir den Ruf Gottes

Wie den Ruf Gottes im Leben hören und verstehen? Und wie weiter, wenn die Liebe zu Jesus einem Menschen die Frage stellt: Was willst du für die Kirche tun? Der Jesuit P. Georg Sporschill bezeugt mit seinem Leben, seiner Arbeit und seiner Liebe zu Straßenkindern, wohin Gott hörende Herzen führen kann.

Als junger Mann hatte ich einen spannenden Beruf in der Vorarlberger Landesregierung, war zufrieden, ja glücklich – und doch brannte etwas in mir. Wenn schwierige Jugendliche zu mir kamen, wenn ich sie im Gefängnis oder Erziehungsheim besuchte, flammte etwas in mir auf, eine Art inneres Feuer. Ich fühlte mich zerrissen zwischen einem erfolgreichen Leben und dem Elend, das mich anzog. Wer war ich, was wollte ich? Damals begleitete mich Pater Wolfgang Feneberg, ein Jesuit. Er weigerte sich, meine drängenden Fragen zu beantworten; zuerst sollte ich auf die Geister in meinem Herzen hören. Er lehrte mich, „die Geister zu unterscheiden", wie es in der Sprache der Jesuiten heißt. Wolfgang wurde mein Freund und führte mich in die Welt der Bibel. Ich begann, Jesus zu lieben, den ich schon in meiner Kindheit kennengelernt hatte. Und diese Liebe fragte mich: Was willst du für die Kirche tun? Interessanterweise stellte mir diese Frage später auch ein anderer Mitbruder an seinem Sterbebett, Kardinal Carlo Maria Martini, in Mailand im Jahr 2012. Wieder Freundschaft und Herausforderung. Ich wollte den ▶



P. Georg Sporschill SJ setzt sich seit über 30 Jahren für Straßenkinder und benachteiligte Menschen in Rumänien ein. Im Juli feierte P. Georg Sporschill seinen 80. Geburtstag. Wir gratulieren sehr herzlich und wünschen ihm und allen Menschen, die seiner Sorge anvertraut sind, weiterhin Gottes reichen Segen!

ELIJAH

▶ Weg gehen, wie ihn Wolfgang und Carlo Maria vorausgegangen waren.

Ein vermeintliches Scheitern zeigt sich als guter Plan

Bis zu meinem dreißigsten Geburtstag hatte ich vieles versucht. Ich war Seminarist gewesen, hatte die Studentenrevolution 1968 in Paris miterlebt, Theologie und dann Psychologie und Pädagogik studiert, in der Erwachsenenbildung gearbeitet. Meine Eltern waren schon besorgt, was wohl aus mir werden würde. Dann trat ich in das Noviziat der Jesuiten ein. Was vorher wie ein Scheitern erschienen war, zeigte sich plötzlich als guter Plan. Nach zweieinhalb Jahren wurde ich in Wien-Lainz zum Priester geweiht. Hier nahm mich die Jugend auf und entflammte mein Herz. In meinem engsten Kreis fand ich wieder die Abenteurer, die Suchenden, die Schwierigen. Sie entführten mich schließlich aus dem wohlhabenden Bezirk in die Blindengasse zu Strafentlassenen und obdachlosen Jugendlichen. Ein paar Mutige gingen mit und halfen, das Jugendhaus der Caritas aufzubauen. Und dann andere Obdachlosenhäuser in Wien, das Inigo und den Canisibus. Nichts davon war geplant, alles entstand durch geheimnisvolle Führung. Ein Muss.

Als sich der Eiserne Vorhang öffnete, brauchte die Caritas einen Sozialarbeiter für die Straßenkinder in Bukarest. Der Orden entsandte mich für sechs Monate. Daraus wurden bis jetzt 35 Jahre. Wieder hatte eine milde Hand mir den Aufbruch für den Rest meines Lebens leicht gemacht.

Die Straße wurde zu meiner Pfarre. Die Menschen, denen ich am Bahnhof und in unseren Häusern begegne, diktieren mir die Aufgaben. Sie erklären mir Tag für Tag den Ruf Gottes. Sie überfordern mich, sie überraschen mich, und sie schenken mir Freundschaft. Bei den Straßenkindern habe ich die wichtigsten Lehrer gefunden, und sie haben mir die besten Freunde geschenkt. Menschen, die sich von der Not berühren lassen und großherzig sind. Die mir im Erfolg und im Misserfolg die Treue halten. Die auch kein offenes Wort scheuen, wenn ich gerettet oder vor mir beschützt werden muss.

Wege in der Sozialarbeit führen durch Wüsten und Einöden

Die Wege in der Sozialarbeit sind keine kurzen Sprünge, sie sind lang und führen durch Wüsten und Einöden. Wie die Wege des Propheten Elijah. Als er den Mut sinken ließ, trat ein Engel an seine Seite und sagte: Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu weit für dich. (1 Kön 19,7) Vielen Engeln habe ich immer wieder gutes Essen und meine Berufung zu verdanken.

Ein Leben in der Kirche ist nicht leicht. Weil die Aufgaben nicht leicht sind. Weil es, wo Liebe ist, auch Missgunst und Neid gibt. Wer eine Berufung lebt, hat Freunde. Und Gegner. Dem Knecht kann es nicht ganz anders gehen als dem Herrn. Die Liebe, die Jesus schenkt und zu der er einen ruft, ist brennend, schmerzlich. Nichts ist schöner.

Die Straßenkinder hören nicht auf, an mir zu arbeiten, damit ich Zärtlichkeit lerne. Wie Elijah, der erst am Ende seines Lebens verstand, dass Gott nicht im Sturm, im Erdbeben und im Feuer kommt, sondern im feinen leisen Säuseln. Gott ruft mich in den lästigen Aufgaben und täglichen Verpflichtungen. Und ich staune über die Schönheit meiner Berufung. ■



Sie möchten die Arbeit von P. Sporschill unterstützen?

Elijah.
Pater Georg Sporschill SJ.
Soziale Werke
Bank für Tirol und Vorarlberg
IBAN: AT66 1630 0001 3019 8724
BIC: BTVAAT22
www.elijah.at

Ein Arzt für all

Berufsentscheidungen können manchmal sehr schwer fallen. So erging es auch Ignaz Hochholzer, mit dem Gott offensichtlich einen ganz besonderen Plan hatte. Der heutige Arzt und Seelsorger an der Domkirche St. Stephan blickt zurück.

Es ist mir schwergefallen, mich für einen Beruf zu entscheiden. Meine wahre Berufung, scheint mir, wäre Bauer gewesen. Aufgewachsen auf einem abgelegenen Bergbauernhof südlich von Amstetten, habe ich die Einsamkeit geliebt. Als Jüngster von acht Geschwistern wurde ich früh zur Arbeit in Stall und Hof herangezogen, da die älteren Geschwister das Haus bereits verlassen hatten. Da meine Eltern den Hof schon bald übergeben wollten, kam ich als Jüngster aber nicht in Frage und musste mich nach etwas anderem umsehen.

Zunächst wollte ich Fahrdienstleiter werden, so wie zwei meiner Klassenkameraden. Aufgrund einer zu starken Brille wurde ich jedoch abgelehnt. Nach verschiedenen anderen Bewerbungen folgte ich schließlich dem Rat meines Lehrers und besuchte das Aufbaugymnasium in Horn und war im Canisiusheim untergebracht.

„Das Herz befehle!“

Auch nach der Matura war ich zögerlich. Die Wende brachte der Zivildienst im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Wien. Der direkte Dienst am Krankenbett begeisterte mich so tief, dass ich das Medizinstudium aufnahm – obwohl mich auch die Theologie stark angesprochen hätte. Faszinierend fand ich vor allem den aufopfernden Dienst der geistlichen Schwestern und Brüder. Ich studierte mit großem Eifer und Ernst, stets im Bewusstsein, dass es ein Zurück auf den elterlichen Bauernhof wohl nicht gab. Bereits während des Studiums arbeitete ich weiterhin im Krankenhaus

ELIJAH

e(s)

und absolvierte im Anschluss den Turnus, die Ausbildung zum Allgemeinarzt. Die Barmherzigen Brüder betreiben in Wien das älteste Spital der Stadt. Es besteht seit über vierhundert Jahren und ist seit jeher eine wichtige Anlaufstelle auch für Obdachlose, Nichtversicherte und Bedürftige. Hospitalität, Gastfreundschaft ist großgeschrieben. Schon beim Eingang ist zu lesen: „Das Herz befehle!“

Es war mir eine besondere Freude, später die Leitung der sogenannten „Armenambulanz“ von meinem Vorgänger Dr. Karl Bastl übernehmen zu dürfen. Von seiner menschlichen Größe habe ich viel gelernt. Er hatte stets ein treffendes Zitat parat, vorwiegend von Wilhelm Busch, und pflegte einen großartigen Umgang mit den Menschen. In den oft pikanten Situationen des Ambulanzalltages pflegte er zu sagen: „Jede noch so große Aufregung voll annehmen, die Menschen ausreden lassen, geduldig anhören und dann langsam die Situation entschärfen.“ Aufgrund der späteren Aufteilung in eine interne und eine chirurgische Ambulanz absolvierte ich zusätzlich die Fachausbildung für Innere Medizin.

Der Arztberuf hat mich voll ausgefüllt. Die Nachtdienste waren anstrengend, die Wochenenden meist verplant und die Freizeit karg. Dennoch spürte ich in mir fortwährend ein tiefes Interesse an der Theologie. Es waren besonders Bilder von Geistlichen in meiner Kindheit, die mich nicht losließen.

Ein Kapuzinerpater, von unserem Nachbarhof gebürtig, beeindruckte mich, wenn er zu Besuch kam, mit dem langen Bart und der braunen Kutte. Ich erinnere mich gut daran, wie er mit meinem Vater debattierte und dabei eine immense Güte, Weisheit und Wärme ausstrahlte. Schon in der Volksschulzeit gingen wir – trotz eines täglichen Schulwegs von sechs Kilometern zu Fuß – fast jeden Tag zur heiligen Messe. Auch der Priester im Religionsunterricht, der stets im Talar erschien, hinterließ seine Spuren.



Hochholzer: Barmherzige Brüder Wien

Ignaz Hochholzer, pensionierter Facharzt für Innere Medizin bei den Barmherzigen Brüder in Wien und Seelsorger am Dom, feierte im Juni seinen 70. Geburtstag. Wir danken für seinen hingebungsvollen Dienst, seine Mitmenschlichkeit, den Respekt und die Liebe, die er stets seinem Gegenüber entgegenbringt und dadurch vielen ein echtes Vorbild ist. Gott segne dich, lieber Ignaz!

„Der Ruf im Ruf“

Solche Bilder haben sich tief in mir eingeprägt, sodass mich die Beziehung zu Gott schon immer sehr erfüllte. Kardinal König betonte, dass der Gottesbezug zum Humanum, zum eigentlichen Menschsein gehört. Der nunmehr hundertjährige Bruder David Steindl-Rast sagt ebenfalls: „Gottesbeziehung ist angeboren.“ Wir müssen lediglich still werden und horchen, dass wir das Rufen Gottes, seine Eingebungen, vernehmen. So erging es auch Mutter Teresa von Kalkutta auf ihrer Zugfahrt zu den Exerzitien nach Darjeeling – der berühmte „Call within the Call“, der Ruf im Ruf! Als Loretto-Schwester arbeitete sie bereits als Schuldirektorin, dann rief Jesus sie zu den Ärmsten der Armen.

Gott hat mit jedem Menschen seine Pläne voller Wunder, immer neu. So erging es auch mir. Still und leise schlug ich, unterstützt von Kardinal Christoph Schönborn und Bischof Ludwig Schwarz, nebenberuflich den Weg der Priesterausbildung ein. Sichtbar wurde dies für die Öffentlichkeit erst mit meiner Diakonenweihe. Im Jahr 2007 wurde ich schließlich im Stephansdom zum Priester geweiht. Dabei war es meine Bitte, weiterhin voll im Arztberuf verbleiben zu dürfen. Dies war die Krönung meines Lebensweges: gleichermaßen für Leib und Seele einen besonderen Dienst anbieten zu können. Während meiner Spitalstätigkeit wussten viele Patienten und sogar Kollegen gar nicht, dass ich auch Priester bin. Die Seele ist wie ein verborgenes Feld, das man still und leise bestellen muss. Der Priester soll mehr spürbar als sichtbar sein.

Schon von meiner Herkunft her schätze ich die Einsamkeit und Zurückgezogenheit; sie gaben mir die Kraft und Ausdauer, beide Berufsziele zu erreichen und auszuüben. Ein befreundeter Arzt wurde Kartäusermönch. Ich stehe noch heute mit ihm in Kontakt und beneide ihn manchmal um sein „solus Deus“ (allein Gott)!

Als Arzt und Priester bedingungslos für die Menschen da

Bis heute macht es mich glücklich, in beiden Berufen tätig zu sein. In beiden Rollen möchte ich bedingungslos für die Menschen da sein. Ich bin dankbar dafür, jeweils Teil eines Teams zu sein und Hand in Hand mit anderen zu arbeiten – sei es in der Medizin wie auch in der Seelsorge, nur nicht im Alleingang, immer in Austausch und Zusammenarbeit. Bruder David Steindl-Rast OSB nennt Entfremdung das große Elend. Letzte Heilung ist immer Heilung von der Vereinzelung.

Sich zusammentun, das gilt auch fürs Berufsleben! Gerade Ärzte und Priester sollten nicht als Einzelkämpfer agieren, sondern wie es in einem bekannten Kirchenlied heißt: Lasst es uns gemeinsam tun, singen, loben, danken, preisen den Herrn! ▶

Bereits der altgriechische Philosoph Platon betonte: „Vernunft ist gebunden an Harmonie, Resonanz – eine gute Verbindung von Körper und Seele.“ Wird dieses Gefüge durch chronischen Stress gestört, droht die Entkoppelung, was in der Medizin dem tödlichen Kammerflimmern entspricht, plötzlich Herztod. Das Wissen um die untrennbare Einheit von Körper, Seele und Geist reicht weit in die Menschheitsgeschichte zurück. Ein echtes „Heil-Sein“ ist nur dann möglich, wenn alle Lebensfunktionen im Lot sind und auch das soziale Gefüge stimmt.

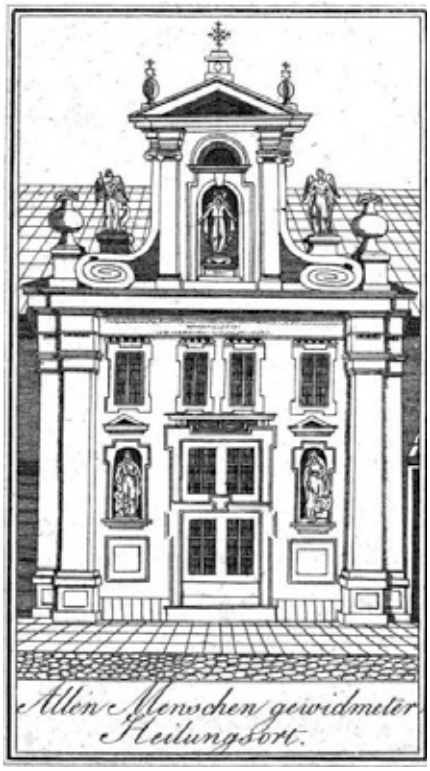
Einfühlung, Anteilnahme und Mitgefühl bilden bei jedem menschlichen Leid den ersten Hilfsansatz. Dies hat sich mir tief eingeprägt, als ich meiner Mutter einmal ein Leid klagte. In voller Überzeugung entgegnete sie mir: „Dagegen muss es auch etwas geben, gegen jede Krankheit ist ein Kraut gewachsen!“

Was „Doktor Google“ nicht kann

Genau darum können „Doktor Google“, die gesamte medizinische Fachliteratur und auch die moderne Künstliche Intelligenz niemals den ganzen Menschen erfassen. Wahre Heilkunst gründet sich in aufrichtiger Liebe. Wertschätzung und Empathie sind unersetzlich. Big Data und die riesigen Datenbanken, die heute von uns oder Systemen der KI ausgewertet werden, reichen bei Weitem nicht aus.

Bei therapeutischen Maßnahmen gilt es so vieles zu bedenken: Sie müssen Sinn stiften, für den Patienten zumutbar sein und benötigen stets eine soziale Einbettung. Es gibt viele Menschen, die gerade in Zeiten der Krankheit völlig isoliert sind, was ihr Leiden noch um vieles schlimmer macht. In dem berührenden Zeitungsartikel „Der Arzt, der ich nie sein wollte“ beklagt ein Kollege völlig zu Recht, dass er sich wie eine Maschine fühle, die Patienten im Krankenhaus hocheffizient wie am Fließband abfertigt. Er sieht darin eine Entwertung der Medizin und einen Raubbau an der Menschenwürde.

Die Herausforderungen für die jüngeren Generationen sind zweifellos groß, aber sie bieten auch enorme Chancen,



Die Barmherzigen Brüder betreiben in Wien das älteste Spital der Stadt. Seit über vierhundert Jahren ist es eine wichtige Anlaufstelle auch für Obdachlose, Nichtversicherte und Bedürftige: „Allen Menschen gewidmeter Heilungsort“ – heißt es auf einem Stich von 1812, der das Kloster der Barmherzigen Brüder in der Taborstraße darstellt. Ein Ort, an dem Leib und Seele heil werden sollen.

wenn wir die zunehmenden technischen Möglichkeiten mit Herz und Verstand einsetzen.

Dienst am Menschen größte Erfüllung

Ich bin zutiefst dankbar, dass mich die Krankenhausleitung zum Zeitpunkt meiner Pensionierung eingeladen hat, meine Arbeit sowohl im ärztlichen als auch im seelsorglichen Bereich ein Stück weit fortzuführen. Das bereitet mir größte Freude, nach dem Jesaja-Wort: „Zerbrich jedes Joch (…), entzieh dich nicht deinem Nächsten.“ Auch wenn der Dienst am Menschen phasenweise anstrengend ist, bleibt er die schönste und größte Erfüllung. In dieser Arbeit bricht ein echtes Licht hervor, das jede Finsternis erhellt. ■

Franz von Assi und Liebhaber

Am 3. Oktober 1226 ist Franz von Assisi im Kreis seiner Brüder gestorben. Der Weg dieses Heiligen war nicht schnurgerade oder klar definiert, sondern das gewundene Erspüren einer wahren Berufung. Markus Hofer über einen „nicht leicht verdaulichen“ Heiligen, der seit mehr als 800 Jahren Menschen weit über religiöse Grenzen hinaus fasziniert

Der heilige Franz von Assisi beschäftigt mich schon ein halbes Leben. Seine Person und sein Leben sind für mich wie ein Gesamtkunstwerk. Nicht zuletzt deshalb ist man mit ihm nie fertig. Nimmt man die historische Person des Franz von Assisi ernst, liegt er einem eher quer im Hals. Leicht verdaulich ist er auf keinen Fall. Deshalb ist meine Geschichte mit ihm schon eine lange. Immer wieder reibe ich mich an ihm. Das war aber oft heilsam, wenn auch nicht immer lustig. Es führte mich aber immer wieder ans Wesentliche.

Eine Person, die auch Menschen außerhalb der Kirche fasziniert

Manchmal sind es einfach die Bilder, die wir uns von ihm gemacht haben. Die Frommen haben ihn nicht selten auf seine Frömmigkeit reduziert und die Radika-

Buchtipp

In seinem Buch nutzt Hofer die erhaltenen Quellenschriften und begegnet Franz von Assisi ohne verklärende Zuschreibungen: Markus Hofer, Franz von Assisi, Ein radikales Leben neu erzählt, Tyrolia, 2026, 184 Seiten



wikipedia

si – Kirchenrebell Gottes

lität verschwiegen. Die Radikalen haben ihn gerne auf seine Radikalität reduziert und die Frömmigkeit verschwiegen. Dann gibt es den Vogeltränke-Franziskus oder den Kirchenrebell, den Liebhaber Gottes oder den strengen Asketen. Er hatte von allem etwas, aber er wollte ein „neuer Narr in der Welt“ sein – jenseits unserer Schubladen. Mich fasziniert er als der „Hofnarr Gottes“, bunt, vielfältig und mit einer ordentlichen Portion Verrücktheit.

Ein Heiliger, der mich persönlich geprägt hat

Anfangs waren es seine Einsiedeleien in Mittelitalien, wilde Orte, fernab, mitten in der Natur: Die geerdete Spiritualität, die von dort ausging, hat mich tief berührt. Da fand ich einen radikalen Franziskus ohne frommes Augenverdrehen. In der Lebensmitte kam er mir nochmal näher, als mein Lebensweg etwas holprig war. Auch Franz erlebte viele Brüche. Nicht alles entwickelte sich, wie er es sich vorgestellt hatte. Es war aber seine Größe, sich im Scheitern noch einmal von Gott wandeln zu lassen. Das war sein Weg zur wahren Freude.

Impulse für heute

Das Leben des Franz von Assisi kann uns heute in vielfacher Hinsicht inspirieren.

Zum Beispiel: Zieh dich manchmal zurück aus dem Trott deines Alltags. Hör in dich hinein. Nimm wahr, was dir die Stimme sagt. Und dann: Tu es.

Franz von Assisi war ein Tatmensch. Er hat gehandelt und sein Leben verändert, auch als er noch gar nicht genau wusste, wo alles hinführt. Er war ein ekstatischer Beter, kein stiller Meditierer, aber er hat dann immer auch gehandelt in radikaler Konsequenz. Er hat nie nur geredet.

Gesellschaft damals und heute

Es war damals wie heute eine Zeit verschiedener Spannungen und Umbrüche, sozial, wirtschaftlich und religiös. Es gab auch damals viel Kritik an den Institutionen. Die Antwort des Franziskus war kein theoretisches Reformprogramm, sondern gelebte Praxis. Auch heute wächst das Bedürfnis nach Authentizität und glaubwürdigem Handeln statt bloßer Rhetorik. Vielleicht war Franziskus der authentischste Mensch, den es je gab. Das, was er predigte, verkörperte er auch. Bei ihm waren das Reden und das Tun immer eins. Darin wurzelte vermutlich seine große Wirkung.

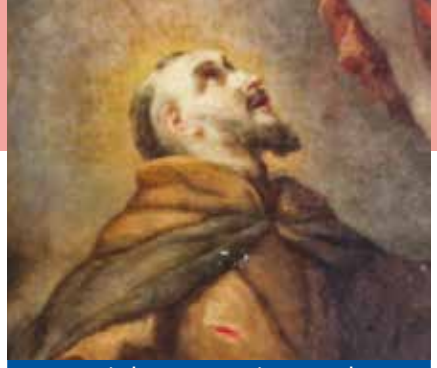
Wenn Franz von Assisi heute lebte …

Zuerst würde er vermutlich auch heute anecken. Seine Radikalität ist provokant und schwer verdaulich. Das Handy würde er uns vielleicht um die Ohren hauen. Dann aber würden wir in seinem provokanten Lebensstil auch Punkte zum Andocken finden: freiwilliger Verzicht, Gewaltlosigkeit, Nähe zu den Ausgegrenzten, Liebe zur Natur. Einfachheit, Nachhaltigkeit und Entschleunigung wären für uns heute heilsame Dinge, sofern sie sich nicht in romantischen Fluchten erschöpfen. Niemand kann leben wie Franziskus damals, was auch nicht nötig ist. Aber er kann uns heute noch den Blick schärfen auf das, was wesentlich ist. Ein Blick, der heilsam sein kann ■



Markus Hofer ist Theologe, Kunsthistoriker und Buchautor.

Hofer: privat | Dombauhütte St. Stephan



Franziskus-Fest im und um den Stephansdom

Dreitagesfest anlässlich des 800-jährigen Todestages:

- **Fr 2.10., 17.00 Uhr, Dom, Wiener Neustädter-Altar:** Sieben Freuden-Rosenkranz, Marienverehrung nach dem Wunsch des hl. Franziskus, mit Ordens-Bischofsvikar P. Erich Bernhard
- **Fr, 2.10., 22.15 Uhr, Dom:** Der Sonnengesang – Lebensmelodie des hl. Franziskus, in Wort und Musik hochkarätig besetzter Kulturabend, mit Erzbischof Josef Grünwidl (Predigt), Cornelius Obonya (Lesung) und Peter Planyavsky (Orgelimprovisation) *Eintritt frei, Zählkarten erforderlich, erhältlich ab 1. 9. 2026 im Domshop und online unter www.kunstkultur.com*
- **Sa, 3.10., 8.00 Uhr, Dom, Franziskus-Altar:** Eucharistiefeier zum Patrozinium des Franziskus-Altars mit Dechant P. Matthias Schlögl
- **Sa, 3.10., 12.30 Uhr, Curhaus, Stephansplatz 3,** Festmahl für Bedürftige, Gutes austeilen in der Großzügigkeit des hl. Franz von Assisi, Sponsoring von der Fleischerei Berger, Bäckerei Ströck, Schottenobst, Fa. Manner, Ottakringer-Brauerei *(Zählkarten werden ausgegeben)*
- **Sa, 3.10., 18.00 Uhr, Dom,** Franziskus-Altar/Hauptaltar: Transitus-Feier am 800. Todestag zur Todesstunde des hl. Franziskus mit Erzbischof Josef Grünwidl (Statio mit Zeitzeugen-Berichten über das Hinscheiden des Heiligen, Lichterprozession, Pontifikalmesse, Reliquiensegen)
- **So, 4.10., 16.00 Uhr, Stephansplatz:** Tiersegnung am Welttierschutztag mit Dompfarrer Toni Faber und Maggie Entenfellner
- **So, 4.10., 18.00 Uhr, Dom:** Schöpfungsmesse, Bitt- und Dankfeier mit Dompfarrer Toni Faber, Generalvikar Andreas Kaiser und den Wiener Obst-, Wein- und Gemüsebauern

Gott will, dass wir leben

Als Seelsorger in Österreichs größtem Gefängnis, der Justizanstalt Josefstadt, trifft Jonathan Werner oft auf Menschen, die eigentlich nicht wissen, was sie wollen. Es geht ihnen vielleicht wie dem Zöllner Zächaus in der Bibel, der sich von oberflächlichen Wünschen leiten ließ und schließlich an den Rand gedrängt wird. Jesus ruft ihn aber und er folgt. Gedanken über Berufung und Selbsterkenntnis

Ein Satz aus dem Talmud sagt: „Man wird des Weges geführt, den man wählt." Will man das gleiche mit Berufung ausdrücken müsste man wohl sagen: „Man ist zu dem berufen, dessen Ruf man folgt." Die eigentliche Frage, die hier mitschwingt, ist aber die, ob Gott konkrete Vorstellungen für das Leben von uns Menschen hat und ob man das Leben in den Sand setzt, wenn man diesen Vorstellungen nicht gerecht wird. Das Entscheidende des Talmudsatzes ist meines Erachtens nicht die Vorstellung Gottes, nicht der Weg und nicht die Wahl, es ist die bleibende Begleitung Gottes, unabhängig davon, wofür sich der Mensch entscheidet: „man wird geführt!" Damit man geführt werden kann, muss ja jemand da sein, der die Führung übernimmt, oder dem man die Führung übergibt. Für mich als Christ kommt diese Rolle Gott zu. Im Psalm 16,11 heißt es: „Du zeigst mir Herr, den Weg zum Leben". Das ist der eigentliche Punkt: Gott will, dass wir leben, dass wir nicht an unserer Lebenswirklichkeit vorbeileben und dass wir im Frieden mit uns, den Mitmenschen, der Schöpfung und dadurch mit ihm leben. Nicht an sich selbst vorbeizuleben ist aber eine komplizierte Angelegenheit, die im Laufe des Lebens eingeübt werden muss und je mehr man das tut, umso mehr erkennt man sich selbst und damit seine eigentliche Berufung. Im Rückblick erschließt sich sehr gut, wie man immer wieder gehandelt hat, was man eigentlich durchgehend entschieden und was man immer wieder vergeigt hat. Darin zeigt sich viel eher, wozu man berufen ist, als in den emotionalen und unausgereiften Wünschen, Zielen und Träumen, die einen als junger Mensch bewegen und anspornen, dieses oder jenes zu tun.

Selbsterkenntnis

„Erkenne dich selbst" und du erkennst Deine Berufung, das müsste also als Apostolat vor jeder Berufungsgeschichte stehen und sie ständig begleiten. Vielleicht erinnern sich manche an das Buch „Die unendliche Geschichte" von Michael Ende. In diesem wunderbaren Buch geht



Jonathan Werner ist leitender Anstaltsseelsorger in der Justizanstalt Wien-Josefstadt.

es stets um die Frage, wie der Held Bastian seinen wahren Willen findet. Als Seelsorger im Gefängnis treffe ich auf zahlreiche Menschen, die sich nicht im Klaren darüber sind, was sie wirklich, wirklich wollen. Hinter Geld, Macht, Karriere, Freiheit, Luxus, Sex verbergen sich meist viel tiefere und wichtigere Wünsche: Zuwendung, gesehen werden, geachtet werden, gehört werden, teilhaben, mitmachen dürfen und manches mehr. Was wollte wohl Zachäus, der untreue Zöllner, der eher klein gewachsen war, mit seinem gestohlenen Geld? Ich glaube er wollte „jemand sein", gesehen werden, wahrgenommen werden, dazugehören. Der Weg, den er gewählt hat, um dieses unbewusste Ziel zu erreichen, führte ihn jedoch genau zum Gegenteil: in die Isolation. Eben genau deshalb, weil er sich nicht seiner eigenen Wirklichkeit stellen konnte oder wollte. Er hat versucht, sich selbst durch Geld zu überhöhen, um seine Niedrigkeit zu kaschieren. Das Gegenbeispiel hierfür ist Maria, die sagen kann: „Auf die Niedrigkeit seiner Magd hat Gott geschaut!" Sie hat kein Problem mit ihrer Einfachheit, ihrer „Niedrigkeit", Genau deshalb kann Gott sie darin ansprechen und begleiten. Und sie wird zum Urbild eines Menschen, der auf Gottes Ruf antwortet.

Berufung erfordert demütige Annahme der eigenen Lebensrealität

Berufung ist nicht dazu da, durch Weihe, Amt und Würde einen wie auch immer gearteten Mangel zu kompensieren, oder sich durch Statusänderung, quasi als „upgrade", selbst zu überhöhen. Berufung erfordert die demütige Annahme der eigenen Lebensrealität mit all ihrer Unzulänglichkeit und die Hingabe des wahren Selbst an die Begleitung und Führung durch Gott. Berufung bedeutet Reife und Authentizität. Im Blick auf Michael Endes Unendliche Geschichte gesprochen: Berufung heißt: wissen, was man wirklich will. Ich bin überzeugt, dass Gott nichts für den Menschen will, was nicht zutiefst aus dem Menschen selbst entspringt und ihm entspricht. Ganz einfach deshalb, weil der Heilige Geist Gottes in jedem von uns atmet und lebt und zwar nicht als etwas uns Entgegengesetztes, sondern als zutiefst uns Eigenes, uns Führendes und Begleitendes. ■

Werner: privat

Muss man zur Politik »berufen« sein?

Diese Frage hat das Pfarrblatt von St. Stephan Politikern der Wiener Stadtregierung gestellt. Welche Eigenschaften und Fähigkeiten muss man mitbringen, wenn man sich politisch engagiert? Warum übernehmen Sie Verantwortung und setzen sich für andere ein?



Michael Ludwig ist Bürgermeister und Landeshauptmann von Wien.

Wir können etwas bewegen!

Eine ganz wichtige Voraussetzung, den Beruf des Politikers oder der Politikerin einzuschlagen, ist: Man muss – wie Bundeskanzler Bruno Kreisky das einmal sinngemäß formulierte – die Menschen gernhaben. Mit anderen Worten: Wer lieber reich oder berühmt werden will, anstatt sich mit Nachdruck für das Wohlergehen der Mitmenschen einzusetzen, sollte dringend einen anderen Beruf wählen!

Um noch ein sehr stimmiges Zitat ins Treffen zu führen: Der Soziologe Max Weber nannte Politik „ein starkes langsames Bohren harter Bretter mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich". Damit traf er – um in der Handwerkssprache zu bleiben – den Nagel auf den Kopf. Denn zum einen besagt diese Definition, dass der Politiker oder die Politikerin ohne Geduld („langsames Bohren") nie zum Ziel kommen wird. Zum anderen aber muss sich zum Augenmaß sehr wohl die politische Leidenschaft gesellen, sonst treten wir auf der Stelle. Und welcher Politiker, welche Politikerin mit Berufung will das schon?!

Nur wer politische Verantwortung übernimmt, kann etwas bewegen. Das ist eine meiner Grundüberzeugungen. Und was will ich als Politiker – ganz konkret als Wiener Bürgermeister – politisch bewegen? Ich möchte mit Leidenschaft und Augenmaß an den großen Schrauben drehen, damit sich die Menschen auch in Zukunft in einer der lebenswertesten Millionenmetropolen der Erde wohlfühlen können ...! Viel ist dahingehend schon geschehen, vieles muss noch getan werden!



Bettina Emmerling ist Vizebürgermeisterin und amtsführende Stadträtin der Stadt Wien.

Berufen, einen Beitrag zu leisten

Wenn Berufung bedeutet, eine vorgezeichnete Bestimmung zu haben, aus der sich ein persönlicher Auftrag ableitet, dann glaube ich nicht, dass man zur Politik per se berufen sein muss. Demokratie lebt vom Wettbewerb der Ideen und Meinungen. Wer sich als „berufen" versteht, könnte den Eindruck erwecken, die eigene politische Überzeugung sei die einzig richtige. Wenn es eine Berufung gibt, dann sehe ich sie nicht zur Politik selbst, sondern dazu, sich für das Gemeinwohl einzusetzen. Politik betrachte ich als einen von vielen Wegen.

Für welchen Weg man sich entscheidet, hängt von den individuellen Stärken und Interessen ab. Ob als Ärztin, die Menschen behandelt, als Seelsorger, der in schwierigen Zeiten Halt gibt, als Sozialpädagogin, die Kindern Perspektiven eröffnet, oder als Politikerin, die sich für die beste Bildung einsetzt. Jeder dieser Wege kann Ausdruck derselben Haltung sein: etwas für andere zu bewirken.

Mein eigener Weg in die Politik entstand aus der Erfahrung, dass fachliche Expertise allein nicht immer ausreicht, um gesellschaftliche Verbesserungen anzustoßen. Mir wurde bewusst: Mich zu ärgern, verändert nichts. Wenn ich etwas bewegen möchte, muss ich selbst anpacken und Verantwortung übernehmen. Deshalb habe ich entschieden, mich politisch zu engagieren. Nicht vorrangig, weil ich mich zur Politik berufen sah, sondern weil in mir der Wille entstand, politisch einen Beitrag zum Gemeinwohl zu leisten.



Dominik Nepp ist nicht amtsführender Stadtrat in Wien.

In bewegten Zeiten mitgestalten

Wir leben in bewegten Zeiten, denn sowohl geopolitisch als auch gesellschaftlich verändert sich unsere Welt rasant. Der Wandel, den wir im Großen erleben, macht auch vor Wien nicht halt. Denn längst ist die Kaiserzeit-Romantik in unserer schönen Stadt passé. Was die Touristen, die im Fiaker über den Ring kutschiert werden oder die durch die Prunkräume von Schönbrunn flanieren, sehen, entspricht längst nicht mehr dem Alltag der Wienerinnen und Wiener. Abseits der Touristenpfade werden wir Wiener mittlerweile mit neuen Lebensrealitäten konfrontiert, die uns vor besondere Aufgaben stellen.

Als Vater von zwei Töchtern war und ist es mir ein Anliegen, sich diesen Herausforderungen nicht nur zu stellen, sondern aktiv mitzugestalten. Ich wünsche mir, dass meine Kinder in einem ebenso sicheren und sauberen Wien aufwachsen, wie ich es konnte. Durch diesen ursprünglichen Antrieb in die Politik zu gehen, lernte ich schnell, dass es zahlreiche Menschen gibt, die aufgrund schwerer Startbe- ▶

Ludwig: Stadt Wien/David Bohmann | Emmerling: Stadt Wien / David Bohmann | Nepp: FPÖ Wien

dingungen nicht dieselben Chancen in unserer Stadt haben, die fleißig sind, sich engagieren und das Beste verdient haben. Dazu zählen u. a. eine gute Schul- und Ausbildung, ein abgesichertes Gesundheitssystem und die Möglichkeit, ein sicheres und sorgenfreies Leben zu führen. Für die vielen Menschen, deren einzelne Stimmen nicht gehört werden, bin ich da. Ich habe diese Verantwortung, für sie einzustehen, übernommen und erfülle diese Aufgabe aus tiefster Überzeugung. Ist mein Beruf auch Berufung – am Ende des Tages lässt sich diese Frage für mich mit einem klaren Ja beantworten.



Judith Pühringer ist nicht amtsführende Stadträtin von Wien.

Wer etwas verändern will, muss Verantwortung übernehmen

Wenn man Menschen meines Alters fragt, welches Ereignis sie zu einem politischen Menschen gemacht hat, dann sagen die meisten: das Lichtermeer 1993. Mir fällt als erstes immer das Sternsingen ein.

Da war ich acht, und das war fast zehn Jahre vor dem Lichtermeer. Und mehr noch als das Sternsingen waren es die Jungscharstunden, die passend zum jeweiligen Schwerpunkt der Dreikönigsaktion ein bestimmtes Land der Welt und seine gesellschaftlichen Verhältnisse im Fokus hatten. Ich glaube, das war der Beginn meiner politischen Auseinandersetzung mit der Welt.

Über viele Jahre hinweg in einer Jungschargruppe und später als langjährige Jungscharleiterin habe ich gelernt, dass es immer um einige wesentliche Fähigkeiten geht, die es braucht, um sich zu engagieren: klare Haltung, großes Einfühlungsvermögen und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen. Egal, ob das Engagement dann gesellschaftlich, sozial oder politisch ist.

Vor dem Einstieg in die Politik habe ich 15 Jahre lang mit sozialen Unternehmen, armutsbetroffenen und langzeitarbeitslosen Menschen gearbeitet. Diese Erfahrungen prägen mich bis heute. Ich habe gesehen, was es bedeutet, wenn Chancen ungleich verteilt sind. Wenn Menschen erleben, dass sie nicht gehört werden. Der Schritt in die Politik war für mich deshalb nur konsequent – wer etwas verändern will, muss auch dort Verantwortung übernehmen, wo Entscheidungen getroffen werden.

Hildegard Burjan, Gründerin der Caritas Socialis, Sozialpolitikerin und eines der ersten weiblichen Gemeinderatsmitglieder in Wien hat es für mich ganz wunderbar auf den Punkt gebracht: „Stell dich in die Zeit, bereit für ihre Fragen".

Meine Rolle als Politikerin verstehe ich ganz im Sinne von Caring Leadership, also einem Zugang, der eng mit Fürsorge verbunden ist. Welche Fähigkeiten braucht es da? Zuhören können, bevor man selbst spricht. Empathie und Einfühlungsvermögen, um sich in andere Lebenssituationen hineinzuversetzen. Konflikte moderieren und dabei respektvoll bleiben. Den Mut haben, groß zu denken und scheinbar unüberwindbare Hürden zu meistern.

Ich bin überzeugt davon, dass eine gerechtere Gesellschaft möglich ist. Und davon, dass es nicht egal ist, wer Entscheidungen trifft – sondern maßgeblich dafür, wie wir morgen zusammenleben.

Gender-Hinweis

Wir bitten Autoren und Leser um Verständnis, dass wir aus Gründen der besseren Lesbarkeit und der Unversehrtheit der Sprache allgemeine Bezeichnungen wie zum Beispiel „Christ", „Schüler" etc. sowie das ebenfalls grammatikalisch maskuline Wort „Mensch" als inklusiv (also geschlechtsneutral) verstehen und überwiegend so verwenden. Die Redaktion.



Markus Figl ist Bezirksvorsteher der Inneren Stadt, Wien.

Politik als Dienst am Menschen

Politik ist ein Beruf, der vor allem Berufung sein sollte. In meiner Jugend erlebte ich den Fall des Eisernen Vorhangs und den Untergang des Kommunismus in Europa – eine Zeit neuer Freiheit, die mich zum begeisterten Europäer machte. Aus den Erzählungen meiner Familie weiß ich, wie mutige, entschlossene Politik Österreich aus den Trümmern des Zweiten Weltkriegs führte. Das hat mich geprägt: Politik kann gestalten und verändern.

Berufen sein?

Ein guter Politiker – selbstverständlich auch eine gute Politikerin – braucht mehr als Auftreten, Wissen und organisatorisches Geschick: den Willen, die Welt zu gestalten, und ein großes Verantwortungsgefühl. Entscheidungen betreffen viele Menschen, im Großen wie im Kleinen, und gefallen nicht immer allen. Deshalb ist der Kontakt zu den Bürgerinnen und Bürgern so wichtig – man steht nicht nur bei Veranstaltungen, sondern auch auf der Straße oder im Supermarkt Rede und Antwort. Politik ist für mich ein sehr sozialer Beruf.

Dienen statt herrschen

Meine Motivation kommt aus der katholischen Soziallehre und dem christlichen Menschenbild. Politik heißt daher nicht herrschen, sondern dienen – seinen Dienst anbieten, wohl wissend, dass man dafür gewählt werden muss. Meine Chefs sind die Bürgerinnen und Bürger unserer schönen Stadt. Ich mache gerne Politik, weil ich mein Lebensumfeld gestalten kann, gerne mit Menschen zu tun habe und meinen Kindern eine bessere Welt hinterlassen möchte. ■

Pühringer: Karo Pernegger | Figl: Arman Rastegar

Berufung zum Menschsein

Seit über 100 Jahren hat das Canisiuswerk die Aufgabe, geistliche Berufungen zu fördern. Doch immer weniger Menschen scheinen den Ruf zu hören und einen geistlichen Beruf zu ergreifen. Hat sich der Auftrag damit überholt? Von Henning Klingen

Mein Großvater war Polizist. Sein Leben lang. Mit einer preußischen Korrektheit, die nicht selten an Pedanterie erinnerte, erfüllte er seine Aufgaben. Daneben liebte er es, im Garten zu arbeiten, ausgedehnte Radtouren mit uns Enkeln zu machen, Karten zu spielen und am Wochenende nach dem Kirchgang in Bauerncafes der Umgebung Kuchen zu essen. Wenn ich mit ihm über sein Leben gesprochen habe, das in jungen Jahren noch vom Krieg überschattet war, so schilderte er dies stets wie eine unaufgeregte Fügung des Schicksals. Kein Brennen für das Eine, keine kämpferische Abkehr vom Anderen. Es war so, weil er sich genau an diese Stelle hingestellt sah. Weil ihn genau dort seine Frau, seine Kinder und Enkel, die Polizei und seine Skat-Brüder brauchten.

Was war dabei Beruf, was Berufung? Oder klingt das nicht alles eine Spur zu pathetisch angesichts einer Biografie, die es so millionenfach gab und gibt? Müsste Berufung nicht gar dem „höheren" Ruf in einen geistlichen Beruf vorbehalten sein? Sie ahnen vermutlich bereits meine Antwort: Nein, im Gegenteil. Was es heute meiner Überzeugung nach zuvorderst braucht, sind Menschen, die ihren Platz im Leben gefunden haben und sich dort – unaufgeregt wie ein preußischer Exekutiv-Beamter – in Dienst nehmen lassen. Vom Job, von der Familie, von den Mitmenschen. Ich verstehe daher auch geistliche Berufe nicht als eine stilisierte Hochform der Berufung, sondern zuvorderst als Antworten auf die Indienstnahme. Durch Mitmenschen. Durch Gott.

Ausdruck lebendigen Lebens

Aber ist das nicht ein bisschen wenig? Braucht es nicht Menschen, die für Jesus brennen, die der Welt durch ihr Gebet in der ehrfurchtgebietenden Klausur dienen?, höre ich den nicht selten verzweifelten Ruf aus bischöflichem Mund. Gewiss, es braucht Priester, Diakone, Ordensfrauen und -männer. Und der Bedarf an ihnen wird noch steigen, je größer die Verletzungen des Planeten und der Seelen werden, je mehr sich der Mensch an sich selber und der Welt vergeht und schuldig wird. Es braucht Seelsorgerinnen und Seelsorger, die bereit sind, nach jesuanischem Vorbild mit den Menschen zu leben, mit ihnen zu gehen – nicht separat, nicht voraus. Kein primus, dafür inter pares (kein „Erster", dafür „unter Gleichen"). Es braucht Menschen, die sich zuallererst zum Menschsein berufen fühlen.

Diese Indienstnahme kann im Übrigen schwanken, sich verändern, den Charakter des Projekthaften annehmen. Das wissen Vereinsobleute örtlicher Fußballvereine ebenso wie Caritas-Einrichtungen: Die Bereitschaft, sich langfristig zu binden, schwindet. Das mag man beklagen, als „Berufung-light" belächeln, aber es wird sich damit nicht aus der Welt schaffen lassen. Mir scheint, wir stehen kirchlich gerade erst am Anfang eines Lernprozesses, mit dieser „Natalität" (Hannah Arendt) des Menschen, d. h. seiner Fähigkeit, immer wieder gänzlich neu und anders anzufangen, produktiv umzugehen und darin gar einen Ausdruck lebendigen Lebens zu erkennen.

CANISIUSWERK

Den Blick weiten lernen

Vor fast 15 Jahren hat mich der frühere St. Pöltner Bischofsvikar und Herausgeber der Niederösterreichischen Nachrichten (NÖN), Prälat Franz Schrittwieser, gefragt, ob ich die Chefredaktion der Zeitschrift des Canisiuswerkes, des „miteinander", übernehmen möchte. Neben meinem Brotberuf eines Redakteurs der Katholischen Presseagentur Kathpress. Ich zögerte. Eine ehrenwerte Aufgabe, gleichwohl atmete die Zeitschrift und Redaktion noch den Geist längst vergangener Zeiten. Ältere Männer, gleichwohl konzilsbewegt, deren Sorge den geringen Weihezahlen galt und die bei aller Geschäftigkeit zugleich wohl bereits merkten, dass selbst die beste Plakatkampagne oder Artikelserie dies nicht ändern würde.

Nach einem langen, nicht selten schmerzhaften Weg sehen wir uns heute im Canisiuswerk und im „miteinander" nicht als eine dem Untergang geweihte Dinosaurier-Spezies, sondern als Drehscheibe für Menschen, die um ihre Berufung zum Menschsein ringen. Die sich in den Dienst nehmen lassen, die an diesen Aufgaben scheitern und die doch immer wieder neu anfangen. Geistliche Berufe und die Begleitung von Menschen, die ihren Weg in diese Berufe suchen, gehören dazu. Natürlich. Aber das Feld, das es zu bestellen gilt, ist viel, viel weiter geworden.

Mein Großvater wurde übrigens 1919 geboren – und damit fast zeitgleich zur Gründung des Canisiuswerkes. Bis zuletzt war er auch „miteinander"-Abonnent. Und wenn er mal einen Artikel nicht verstand oder nicht einverstanden war, lächelte er das einfach weg, zwinkerte mir zu und schwang sich mit den jüngeren Enkeln aufs Fahrrad. Als wollte er mir sagen: Frage nicht nach Berufungen, lass es einfach zu, gebraucht zu werden. Den Rest wird der Herrgott schon richten. ■

Informationen zur Arbeit des Canisiuswerkes und Fördermöglichkeiten: canisius.at
Informationen und Abomöglichkeiten des „miteinander": miteinander.at



Henning Klingen ist Redakteur der Kathpress, Chefredakteur der Zeitschrift „miteinander", Theologe und Moderator.



Fabian Scheck unterrichtet Biologie, Geographie und Digitale Grundbildung im Konrad Lorenz Gymnasium in Gänserndorf in Niederösterreich.

Schule ist mehr als Unterricht – warum ich Lehrer geworden bin

In der Öffentlichkeit bekannt geworden ist Fabian Scheck durch sein ins Leben gerufenes Handy-Experiment, ein dreiwöchiges Schulprojekt, bei dem Jugendliche freiwillig auf ihr Smartphone verzichtet haben. Nach dem erfolgreichen Pilotprojekt 2025 in Gänserndorf nahmen 2026 rund 70.000 Schülerinnen und Schüler in ganz Österreich teil. Wir haben bei Fabian Scheck nachgefragt, was das Schöne, aber auch das Herausfordernde an seinem Beruf ist.

Als ich mich vor etlichen Jahren für den Lehrberuf entschieden habe, war mir eines besonders wichtig: Ich wollte mit Menschen arbeiten und etwas bewirken. Schule ist einer der Orte, an denen junge Menschen über viele Jahre hinweg begleitet werden. Lehrkräfte vermitteln nicht nur Wissen – sie prägen Haltungen, stärken Persönlichkeiten und eröffnen Perspektiven. Diese Verantwortung empfinde ich als etwas ganz Besonderes. Mich fasziniert, dass Schule jeden Tag aufs Neue überrascht. Kein Unterricht verläuft genau wie geplant, keine Klasse ist wie die andere. Gerade diese Vielfalt macht meinen Beruf so spannend. Jugendliche befinden sich in unterschiedlichen Lebensphasen, in denen sie ihren eigenen Weg suchen. Sie stellen Fragen, hinterfragen Gewohntes und entwickeln ihre eigene Haltung. Sie in diesem Prozess begleiten zu dürfen, ist für mich ein großes Privileg.

Beziehung als Grundlage

Eine der wichtigsten Erfahrungen meines bisherigen Lebens als Lehrkraft ist, dass Lernen ohne Beziehung kaum gelingt. Jugendliche spüren sehr schnell, ob Lehrerinnen und Lehrer ihnen ehrlich begegnen, ihnen etwas zutrauen und echtes Interesse an ihnen zeigen. Erst wenn Vertrauen entsteht, wächst auch die Bereitschaft, Neues auszuprobieren und Verantwortung zu übernehmen.

Deshalb sehe ich meinen Unterricht nicht als reine Wissensvermittlung. Es geht ebenso darum, junge Menschen zu stärken, sie ernst zu nehmen und ihnen zu zeigen, dass Stolpersteine zum Lernen und zum Leben dazugehören. Oft sind es nicht die perfekt vorbereiteten Unterrichtsstunden, die lange in Erinnerung bleiben, sondern Gespräche, gemeinsame Projekte oder Momente, in denen Schülerinnen und Schüler merken, dass ihnen jemand etwas zutraut.

Die Herausforderungen unserer Zeit

Der Lehrberuf hat sich in den vergangenen Jahren verändert. Schule übernimmt heute viele Aufgaben, die weit über den Unterricht hinausgehen. Lehrkräfte begleiten Kinder und Jugendliche in einer immer komplexeren Welt, arbeiten eng mit Eltern, außerschulischen Partnern und unterschiedlichsten Professionen zusammen und reagieren auf gesellschaftliche Entwicklungen, die unmittelbar im Klassenzimmer sichtbar werden.

Hinzu kommt die Digitalisierung. Digitale Endgeräte, das Internet sowie soziale Medien bieten enorme Chancen, stellen Schulen aber auch vor neue Herausforderungen. Konzentrationsprobleme, Schlafmangel oder permanenter digitaler Vergleich beschäftigen viele Jugendliche. Projekte wie das von mir initiierte

Scheck: Konrad Lorenz Gymnasium Gänserndorf

Handyexperiment (begleitet vom ORF Dok-1 Team rund um Lisa Gadenstätter) haben gezeigt, wie wichtig es ist, solche Themen nicht nur theoretisch zu behandeln, sondern gemeinsam Erfahrungen zu ermöglichen. Schule kann ein Ort sein, an dem junge Menschen lernen, bewusst und verantwortungsvoll mit digitalen Medien umzugehen.

Natürlich gibt es auch anstrengende Seiten am Schulleben. Hohe organisatorische Anforderungen, Verwaltungsaufgaben und die Verantwortung für viele unterschiedliche Bedürfnisse gehören zum Berufsalltag. Manchmal würde man sich mehr Zeit wünschen – für einzelne Schülerinnen und Schüler, für Gespräche oder für die pädagogische Arbeit selbst.

Was Kraft gibt

Trotz aller Herausforderungen erlebe ich den Lehrberuf als unglaublich erfüllend. Motivation entsteht für mich vor allem durch die Begegnungen mit jungen Menschen. Es sind oft die kleinen Momente, die zeigen, warum sich dieser Beruf lohnt: wenn eine Schülerin plötzlich an sich glaubt, ein Schüler über sich hinauswächst oder ehemalige Jugendliche Jahre später erzählen, dass bestimmte Erfahrungen in der Schule sie nachhaltig geprägt haben. Kraft geben mir außerdem Kolleginnen und Kollegen, mit denen man gemeinsam Ideen entwickelt und Herausforderungen bewältigt. Gute Schule ist immer Teamarbeit.

Vielleicht ist genau das die größte Motivation für mich: die Überzeugung, dass Schule Zukunft gestaltet. Jede Unterrichtsstunde, jedes Gespräch und jede gelungene Beziehung kann einen Unterschied machen. Man sieht die Wirkung nicht immer sofort. Aber gerade darin liegt die besondere Stärke unseres Berufs – wir begleiten junge Menschen auf einem Stück ihres Lebenswegs und dürfen dazu beitragen, dass sie ihren eigenen Weg selbstbewusst, verantwortungsvoll und mit Zuversicht gehen können. ■

Blickwinkel, die kaum jemand zu Gesicht bekommt

Auf Augenhöhe mit den Fratzen und Wasserspeiern des Stephansdoms arbeiten? Maximilian Novak ist seit knapp fünf Jahren bei der Dombauhütte St. Stephan als Steinmetz beschäftigt. Er schildert, was ihn an seiner Arbeit fasziniert. Über geometrische Rätsel und die Liebe zum Detail

Früher habe ich mir oft die Frage gestellt, wer ich sein möchte oder was ich vielleicht einmal werden kann, aber nie: „Was möchte ich können?“ Zum Glück habe ich sie mir irgendwann dann doch gestellt, und ab diesem Zeitpunkt ging alles ganz schnell. Zwei Monate später begann ich meine Lehre.

Dingen eine Form zu geben, hat mich auf die eine oder andere Art mein ganzes Leben begleitet, und das mit Abstand interessanteste Material war für mich Stein. Ich war noch in der Berufsschule, als ich das erste Mal in der Werkstatt war, und wusste sofort, dass ich ein Teil dieser Dombauhütte sein möchte. Also versuchte ich mein Glück, und obwohl ich nicht besonders viel Erfahrung mitbringen konnte, bekam ich eine Chance.

Seitdem ist schon viel Zeit vergangen, und ich konnte bei spannenden Projekten Erfahrungen sammeln und sehr viel von meinen Arbeitskollegen lernen. Die Arbeit ist abwechslungsreich. Die Aufgaben der Bauhütte beschränken sich bei weitem nicht nur auf die Restaurierung der Fassade der Domkirche, und so kommt es vor, dass man in den verschiedensten Gewerken Hand anlegt und einen kleinen Einblick erhält. ▶



Franz Kerschbaum

Wie aus einem rohen Block ein Teil des Doms wird

Am liebsten ist mir jedoch das „Steinmetzen“, und darin besteht auch unsere Hauptaufgabe.

Die im Winter gefertigten Stücke finden im Sommer ihren Platz an der Fassade. So wandern wir mit den Jahreszeiten von der Werkstatt auf das Gerüst und wieder zurück. Im Winter tut es gut, dabei zuzusehen, wie aus einem rohen Block ein Teil des Doms entsteht. Die oft sehr kleinteiligen Werkstücke gleichen am Anfang geometrischen Rätseln, denen man erst mit der richtigen Technik und etwas Vorstellungskraft ihre Lösung entlocken kann. Doch Fläche für Fläche und Schlag für Schlag wird das Werkstück immer deutlicher erkennbar, und ehe man sich versieht, ist aus dem rohen Block eine elegante Fiale oder eine schöne Kreuzblume geworden.



Maximilian Novak ist als Steinmetz in der Dombauhütte St. Stephan tätig.

Im Sommer ist beim Versetzen der fertigen Werkstücke besondere Vorsicht geboten. Sie sind oft wuchtig und müssen unbeschadet an ihrem Bestimmungsort ankommen, um dort präzise eingerichtet zu werden. Die unterschiedlichen Formen und der reiche Ornamentschmuck am Dom erzeugen immer wieder neue Problemstellungen, an die man sich individuell anpassen muss. Der Austausch ganzer Bauteile wird jedoch so gering wie möglich gehalten. Deshalb finden kleine Reparaturen und Ausbesserungen direkt vor Ort statt.

Dem Dom als Bauwerk ganz nahe

Dabei ist es für mich etwas Besonderes, dem Bauwerk so nahe zu sein. Sich auf Augenhöhe mit Wasserspeiern und den Ornamenten des Doms zu bewegen, eröffnet einem Blickwinkel, die kaum jemand zu Gesicht bekommt. Jedes neue Detail, das ich entdecke, steigert für mich die Schönheit des Doms.

Das handwerkliche Geschick, mit dem schon so viele Generationen vor mir an diesem Bauwerk gearbeitet haben, beeindruckt mich bis heute. Egal, wie hoch man steigt oder in welchen Winkel man schaut: Überall wurde mit der gleichen Liebe zum Detail gearbeitet.

Auch wenn meine Arbeitszeit im Vergleich zum Alter des Doms nur sehr kurz ist, empfinde ich es als großes Glück, einen kleinen Teil seiner Geschichte mitzuerleben und meine Spuren zu hinterlassen. Danke an alle, die das möglich machen. ■

Nowak: Marlena König

Cantabo Domino, qui bona tribuit mihi.

„Singen will ich dem Herrn, der mir Gutes getan hat“ (Psalm 13). Severin Prassl-Wisiak über seine Begeisterung für Kirchenmusik und wie es dazu kam



Der Tenor Severin Praßl-Wisiak singt regelmäßig bei besonderen Festgottesdiensten im Stephansdom.

Schon als Vorschulkind, das als Ministrant am Grazer Dom den Dienst am Altar erlernte, wurde ich vom damaligen Dompfarrer Gottfried Lafer zur Schönheit der Liturgie hingeführt. Schreiten – nicht Gehen – war eines der ersten Dinge, die wir geübt haben. Aber es sind nicht nur die „großen Liturgien“ wie Weihnachten, das Triduum sacrum (die „Heiligen Drei Tage“ vom Leiden, Sterben und der Auferstehung Jesu), Pfingsten oder Mariä Himmelfahrt, die einen festen Platz in meinem Gedächtnis haben. Ganz besonders in Erinnerung bleibt mir bis heute die mittwöchliche Abendmesse mit Dompfarrer Lafer, deren „feierliche Intimität“ wohl nur das Osterfest 2020 mit Christoph Kardinal Schönborn übertrifft. Wenn Dompfarrer Lafer und später Prof. Philipp Harnoncourt mein liturgisches Auge geschärft haben, so wurde mein (kirchen-)musikalisches Gehör in meiner Jugend von unterschiedlichen Personen geprägt. Mein Ohr für das Mess-Repertoire der Wiener Klassik und quer durch die Kirchenmusikgeschichte entwickelte sich durch die Interpretationen von Domkapellmeister Josef M. Doeller. Es war jedoch mein Vater, Franz Karl Praßl (und das frühe Mitwirken in seinen Choralscholen), der mich über die Jahre lehrte, welchen Effekt Textdeutung auf die Verkündigung hat. Dort wo Haydn, Mozart oder Schubert die Ordinariumstexte musikalisch interpretieren, man denke nur an die Vertonungen des „Et incarnatus est“ in Haydns Großer Orgelsolomesse oder Schuberts Messe in Es-Dur, obliegt es gerade bei Antwortpsalmen und Halleluja-Versen dem Kantor, die Verse verständlich und textlich deutend intensiv zu verkünden.

Routine und Sicherheit

Als mich Dompfarrer Faber fragte, ob ich mir vorstellen könnte, über meine Motivation, statt auszuschlafen, kirchenmusikalisch tätig zu sein, diesen Bericht zu schreiben, musste ich unweigerlich an meine Gymnasialzeit zurückdenken. Nachdem ich die damals schon längst nicht mehr praktizierte Tradition – früher ministrierte zumindest ein Zögling des Bischöflichen Knabenseminars in der benachbarten Kirche der Kreuzschwestern bei der täglichen Morgenmesse – wiederaufleben ließ, war es mir geschenkt, noch tiefer in das Kirchenjahr einzutauchen. Es waren diese Jahre, die mir auch im Kantorieren eine unglaubliche Routine gaben und mein Improvisationstalent, was melodische Textgestaltungen angeht, schulten. Abgesehen vom hervorragenden Frühstück im Herrenzimmer des Konvents und den damit verbundenen theologischen (Aufklärungs-)Gesprächen mit den unterschiedlichen Zelebranten, war es das Gefühl der Gemeinschaft am Tisch unseres Herrn, das mich um 6.00 Uhr aufstehen ließ, um vor einem teilweise langen Schultag die Messe zu besuchen und mitzugestalten. Im singenden Beten geprägt wurde ich auch durch viele positive Liturgieerfahrungen während meiner Schulzeit an der Benediktinerabtei St. John’s in Minnesota (USA).

Qui bene cantat, bis orat

Dieser Ausspruch (Wer gut singt, betet doppelt), Augustinus von Hippo zugeschrieben, bringt meine persönliche Überzeugung und Motivation sehr treffend auf den Punkt. Das gemeinsame Singen und Musizieren schafft einen Rahmen, auch für nicht direkt Beteiligte, in welchem sich für jeden Einzelnen vieles offenbaren kann. Dieses gemeinschaftliche Beten findet für mich jedes Jahr in den Trauermetten, den Tenebrae, (für mich ein Highlight des Kirchenjahres) einen Höhepunkt. Wenn die Psalmen im antiphonalen Gesang den Raum unseres Domes zum Klingen bringen, dann spendet uns dies ein Gefühl der gemeinschaftlichen Geborgenheit und Vorbereitung auf die großen Liturgien des jeweiligen Abends.

Ich bin mir bewusst, dass wir gerade hier in der Wiener Innenstadt auf einer kirchenmusikalischen Insel der Seligen leben, und darf mich glücklich schätzen, dass ich dies aktiv mitgestalten darf. Bei noch so hoher intrinsischer Motivation gilt es aber auch zu betonen, dass es ohne hervorragende „Zugpferde“ wie unseren Domkapellmeister Markus Landerer, die bei aller nötigen musikalischen Strenge auch das gemeinschaftliche Beten im Auge behalten, eine musikalisch so qualitativ hochwertige Liturgiegestaltung nicht gäbe. Ein herzliches Danke dafür. ■

Prassl: Erzdiözese Wien / Stephan Schönlaub

Physiotherapeutin – mein Beruf, meine Berufung

Sie wuchs in der Dompfarre St. Stephan auf. Schon als Jugendliche wusste sie ganz genau, was sie werden wollte: Physiotherapeutin. Sabine Stögerer über die Bedeutung von Vertrauen, Menschlichkeit und Wissen in ihrem Beruf. Und dass kleine Schritte im Leben manchmal einen großen Unterschied machen können.

„Da ist sie ja wieder, meine helfende Folterknechtin!“ Mit einem breiten Lächeln im Gesicht empfängt mich Herr K. jeden Mittwoch, gestützt auf zwei Krücken, bei seiner Wohnungstür. Nach einem postoperativen mehrmonatigen Krankenhausaufenthalt ist er endlich wieder zu Hause und wünscht sich nichts sehnlicher, als wieder einmal in sein Auto einsteigen zu können. Der Rollator steht schon in der Ecke, die zwei Stockwerke ohne Lift hat Herr K. auch schon bezwungen, das Auto steht aber noch ca. 700 m entfernt …

Physiotherapeutin mit Leib und Seele

Seit über 36 Jahren bin ich mit Leib und Seele als Physiotherapeutin tätig, die letzten 25 Jahre davon freiberuflich in der Praxis und per Hausbesuch und als externe Lehrende an der Hochschule Campus Wien. Schon mit 15 Jahren war ich mir sicher, dass Physiotherapeutin der ideale Beruf für mich ist: basierend auf hoher Fachkompetenz, geprägt von Empathie und dem Wunsch, anderen Menschen zu helfen, und durch die Flexibilität sehr familienfreundlich. Wer sich für Physiotherapie entscheidet, entscheidet sich nicht nur für eine berufliche Laufbahn, sondern für eine Aufgabe mit Sinn und Verantwortung. Was diesen Beruf besonders macht, ist die enge zwischenmenschliche Beziehung. Vertrauen, Geduld, Einfühlungsvermögen und achtsame Kommunikationsfertigkeiten sind genauso wichtig wie fachliche Kompetenz. Als Physiotherapeutin begleite und stärke ich Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Ich helfe nicht nur die Bewegungs- und Funktionsfähigkeit des Körpers wiederherzustellen, zu verbessern oder zu erhalten, sondern oft auch dabei, neu Selbstvertrauen zu gewinnen.



Sabine Stögerer ist freiberufliche Physiotherapeutin und als externe Lehrende tätig.

Jeder Mensch, den ich begleite, bringt seine eigene Geschichte, seine Herausforderungen und seine Ziele mit. Es erfüllt mich, Patientinnen und Patienten auf ihrem Weg zu unterstützen, Fortschritte mitzuerleben und ihnen damit Hoffnung und Zuversicht zu geben. Dabei geht es für mich nicht nur darum, Beschwerden zu behandeln, sondern den Menschen als Ganzes wahrzunehmen und individuell und achtsam zu begleiten.

Highlights und Herausforderungen

Besonders wertvoll sind für mich die kleinen und großen Erfolge: wenn Schmerzen nachlassen, Bewegungen wieder möglich werden oder jemand nach einer schweren Zeit wieder Vertrauen in den eigenen Körper gewinnt. Diese Momente zeigen mir jeden Tag, warum ich diesen Beruf gewählt habe. Doch nicht jede Therapie verläuft geradlinig, und nicht jeder Tag bringt sofort sichtbare Fortschritte. Gerade dann erinnere ich mich daran, dass schon kleine Schritte für viele Menschen einen großen Unterschied bedeuten können, und schöpfe aus meinem reichen Erfahrungsschatz meiner langjährigen Tätigkeit.

Ich versuche, Herausforderungen nicht als Rückschläge zu sehen, sondern als Teil des Heilungsprozesses. Dabei hilft es mir, geduldig zu bleiben, realistische Ziele zu setzen und den Fokus auf das zu richten, was bereits erreicht wurde. Auch regelmäßige Fortbildungen, neue Erkenntnisse und der Austausch mit Kolleginnen und Kollegen erweitern mein Wissen, ermöglichen gelegentlich einen Perspektivenwechsel und halten meine Begeisterung für die Physiotherapie lebendig.

Mehr als nur ein Job

Deshalb ist Physiotherapie für mich nicht einfach ein Job, den man morgens beginnt und abends wieder hinter sich lässt. Sie ist eine Berufung, weil sie Leidenschaft, Engagement, Herz aber auch Bereitschaft zur Selbstreflexion und Durchhaltevermögen erfordert. Wer diesen Beruf ausübt, hat die Möglichkeit, jeden Tag einen positiven Unterschied im Leben anderer Menschen zu bewirken. Genau das macht die Physiotherapie so einzigartig – sie verbindet Wissen mit Menschlichkeit und aus einem Beruf wird eine Berufung. Daher bin ich guten Mutes, dass Herr K. in ein bis zwei Wochen den Schlüssel wieder in sein Autoschloss stecken wird … ■

Stögerer: privat

»Überrascht von Freude« – ein abenteuerlicher Weg mit Gott

Die Wege des Herrn sind unerforschlich, voller Überraschungen und gepflastert mit unerwarteter Freude. Von Pfarrvikar Gerhard Höberth

Zugegeben: Der Titel „Überrascht von Freude“ (im Original „Surprised by Joy“) ist nicht von mir. Sondern vom Literaturprofessor C. S. Lewis, bekannt durch die Narnia-Geschichten. Er beschreibt im gleichnamigen Buch seinen Weg hin zu einer lebendigen Beziehung mit Christus. Da mein Berufungsweg aber von unerwarteter Freude „gepflastert“ ist, schmücke ich mich mal mit fremden Federn.

Ein Bub aus Wien-Hernals, getauft, aber kaum religiös erzogen, verfängt sich als Teenager in allen möglichen und unmöglichen Weltanschauungen, Philosophien und auch in depressiven Stimmungen. Er schreibt Gedichte, Texte für eine Rockband – und wird zu einem Studenten-Bibelkreis eingeladen.

Erste Freude: Es gibt einen lebendigen Gott, der mich liebt und mir vergibt, der in Jesus Mensch geworden ist und für mich gestorben und auferstanden ist! Ein neues Leben beginnt!

Zweite Freude: Ein – nach wilden Teenager-Jahren tiefgläubiges – California-Girl begegnet mir und wir werden ein Paar; mittlerweile seit mehr als 44 Jahren verheiratet, dankbar für vier erwachsene Kinder und drei Enkelkinder. Sie bringt mich nach wie vor auf den Boden der Tatsachen und ist meine treueste Mutmacherin und geistliche Begleiterin!

Dritte Freude: Während meiner Tätigkeit in einer evangelischen Buchhandlung werde ich von verschiedensten Seiten ermutigt, Theologie zu studieren, meine sprachlichen und geistigen sowie geistlichen Gaben in den Dienst der Lehre und der Verkündigung zu stellen. Ich studiere also, meine Frau füttert uns mit ihrem Job durch.

Vierte Freude: Obwohl ich von Natur aus keineswegs „leutselig“ oder extrovertiert bin, will mich Gott offenbar im geistlichen Dienst haben und ich werde in der evangelisch-lutherischen Kirche (in Österreich sagt man „A. B.“) zum Amt des Pfarrers ordiniert.

Fünfte Freude: Schon während des Studiums fasziniert mich die Alte Kirche und die Fülle des Glaubens- und Sakramenten-Lebens, wie sie sich für mich in der römisch-katholischen Kirche zeigen. Als junger Pfarrer einer evangelischen Pfarrgemeinde in Wien-Favoriten schenkt Gott Begegnungen mit Priestern: mit einem Pfarrer Clemens Abrahamovicz, mit einem erzbischöflichen Zeremoniär Toni Faber. Die Vorfreude wächst! Will der HERR mich tatsächlich in die katholische Kirche führen? Aber was wird meine Familie, was werden „die Leute“ dazu sagen?

Sechste Freude: Nach neun erfüllten Jahren als evangelischer Pfarrer im Salzkammergut kommen meine Frau Colleen und ich an einem kalten Jännermorgen 2005 in die Andreaskapelle im erzbischöflichen Palais. Kardinal Christoph Schönborn spendet uns die Firmung und nimmt uns in die volle Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche auf. Eine Tätigkeit als Pastoralassistent beginnt, Dokumente gehen nach Rom und Prof. Josef Weismayer nimmt mich für eine theologische „Nachschulung“ unter seine Fittiche. Die Spannung wächst!

Siebte Freude: Was ich kaum für möglich und realisierbar gehalten habe, wird Wahrheit! Am Herz-Jesu-Fest, dem 15. Juni 2007, werde ich im Stephansdom (in „meinem Steffl“, den ich als Kind schon so geliebt habe) zum Priester geweiht. So, wie es in den mit Rom unierten Ostkirchen verheiratete Priester gibt, gewährt die Kirche manchmal auch bei aus anderen Kirchen oder kirchlichen Gemeinschaften übertretenden Geistlichen, die bereits verheiratet sind, eine Ausnahme von der Zölibatsverpflichtung. Sie dürfen zum Diakon und Priester geweiht werden.



Gott möge unsere Schritte leichtfüßig machen und uns alle zur Freude führen.

Achte Freude: Ich darf seit nunmehr 19 Jahren dem Herrn in der Kirche als Priester dienen und versuchen – wie Paulus es in 2. Kor. 1,24 sagt – Diener der Freude für viele Menschen zu sein, damit auch sie von der Freude Gottes überrascht werden.

Neunte Freude: Wenn ich eines Tages aus dieser Zeit und Welt gerufen werde und vor meinem Herrn Jesus Christus erscheinen darf. Dann beginnt die Freude ohne Ende! Surprised by Joy! ■



Gerhard Höberth ist Pfarrvikar in der Pfarre Maria-Drei-Kirchen im Stadtdekanat 3 in Wien.

Höberth privat | Franz Kerschbaum



Maria Neumann ist Schneidermeisterin, Abgeordnete zum Nationalrat und Spartenobfrau Gewerbe & Handwerk der Wiener Wirtschaftskammer.

Maß nehmen mit Liebe

Sie hat sich gegen die Vorbehalte ihrer Eltern durchgesetzt und jenen Beruf erlernt, der sie glücklich macht: Die gelernte Schneiderin und Abgeordnete zum Nationalrat Maria Neumann schildert, wie dankbar sie ist, jenen Beruf gefunden zu haben, der sie erfüllt.

Ich bin Schneiderin aus Leidenschaft. Aus einem Stück Stoff ein wunderschönes Abendkleid oder einen perfekt sitzenden Anzug zu fertigen, ist eine sehr zufriedenstellende Arbeit.

Meine Mama hat in den End-1940er Jahren in der „Fachlehranstalt für das Bekleidungsgewerbe Michelbeuern" die Ausbildung zur Schneiderin gemacht und neben dem Organisieren einer fünf-köpfigen Familie ab und zu mit sogenannter „Heimarbeit" das von meinem Papa erwirtschaftete Familieneinkommen aufgebessert. Die Geräusche der Nähmaschine in meinem Kinderzimmer gaben mir das ultimative Gefühl von Geborgenheit, denn da war meine Mama bei mir. Mit 13 Jahren wollte auch ich meine Kleidungsstücke selbst herstellen können. Trotz der mahnenden Worte meiner Eltern, es gäbe lukrativere Berufe, durfte ich die Modeschule Michelbeuern besuchen. Von einer mittelmäßigen Gymnasiastin in der Unterstufe wurde ich plötzlich zur Vorzugsschülerin. Das Lernen war einfach – es war doch alles so spannend und interessant. Mit jedem Ausbildungsjahr brauchte ich weniger Hilfe und der Fortschritt machte mich stolz. Meine Leidenschaft auf eigene Kosten und eigenes Risiko auszuüben, war ein logischer Schritt, und mit 23 Jahren durfte ich für *meine* Kundinnen und Kunden arbeiten.

Ich heile nicht wie Ärztinnen/Ärzte, ich sorge nicht für Sicherheit wie Polizistinnen/Polizisten, ich nähre nicht wie Bäckerinnen/Bäcker, aber ich gebe Menschen ein gutes Gefühl, weil ich ihre Wünsche erfülle. Ich sorge für bequeme Kleidung, die Selbstvertrauen und sicheres Auftreten gibt, ich nähre die Seele meiner Kunden durch glückliche Momente. Ich empfange Kunden, die in gedrückter Stimmung sind, und entlasse sie nach der Anprobe mit einem Lächeln. Sie erzählen mir, dass sie sich Tage davor auf unseren Termin freuen. Was gibt es Schöneres?

Und läuft immer alles rund? Natürlich nicht! Es gibt, so wie bei jedem von uns, Momente, die man sich gerne ersparen möchte. Aber jene Kunden, die aufrechten Ganges und mit einem Lächeln auf den Lippen mein Geschäft verlassen, lassen dies vergessen. Da merkt man: Andere glücklich zu machen, macht auch selbst glücklich!

Meine Leidenschaft und Freude für das Handwerk durfte ich 14 Jahre als Obfrau der Landessparte Gewerbe & Handwerk in der Wirtschaftskammer Wien leben. Und meine Hochachtung für Menschen, die mit ihren Händen Werte schaffen, ist täglich gestiegen und ich durfte unglaublich viel von anderen Berufen lernen. Dass ich die traditionellen Gewerke vertreten durfte, die ihre Schutzheiligen würdigen und jährliche Dankesgottesdienste feiern – auch im Steffl –, erfüllt mich mit Demut und Dankbarkeit.

Zukunft der handwerklichen Berufe

Und der Nachwuchs? Es liegt in der Natur des Unternehmertums, sich um den Nachwuchs zu sorgen und das Wissen weitergeben zu wollen. Ein Blick in die letzte Ö3 Jugendstudie zeigt jedoch, dass die derzeit 16–25-Jährigen, die sogenannte Generation Z, die besten Chancen am Arbeitsmarkt in einer handwerklichen Lehre sehen (38 %) – vor einem Studium (29 %) und den berufsbildenden Schulen (20 %). Das sah vor einigen Jahren noch ganz anders aus und stimmt mich zuversichtlich. 70 % der Jugendlichen wollen Sinn in ihrer Arbeit finden und der Zuspruch zu DIY-Kurzfilmen auf Social Media Plattformen unterstreicht diesen Trend. Nun liegt es an uns Handwerkerinnen und Handwerkern, die Jugend mit unserer Begeisterung anzustecken.

Ich kann nur für mich sprechen: Als Abgeordnete zum Nationalrat setze ich mich mit Leidenschaft dafür ein, und die Stunden in meiner Werkstatt und mit meinen Kunden geben mir die Kraft dafür.

Ich wünsche mir, dass unsere Jugendlichen den Beruf finden, der sie beseelt und wo ihre Talente liegen. Ich bin täglich dankbar, dass ich dieses Glück habe. ■

Neumann: Florian Wieser

Meine Gäste glücklich machen

Michaela Reitterer war Vorreiterin in der Hotelbranche, was nachhaltigen Tourismus betrifft. Ihr war aber nicht nur ein ökologischer Hotelbetrieb wichtig. Vor allem sollte der Mensch im Mittelpunkt stehen. Was eine gute Gastgeberrolle ausmacht und warum das auch für alle Mitarbeitenden von Bedeutung ist.

Ich war viele Jahre Gastgeberin im Boutiquehotel Stadthalle, und diese Rolle war für mich nie bloß ein Beruf. Sie war Ausdruck einer inneren Haltung, einer tiefen Freude am Menschen und einer großen Leidenschaft für das, was Gastfreundschaft im besten Sinn bedeuten kann. Gastgeberin zu sein heißt für mich, einen Ort zu schaffen, an dem sich andere willkommen, gesehen und wertgeschätzt fühlen. Es geht nicht nur um Organisation, Abläufe und Qualität, sondern um Atmosphäre, Wärme und echte Aufmerksamkeit.

Was mich dabei immer angetrieben hat, war Begeisterung. Begeisterung ist für mich eine Kraft, die man nicht lernen kann wie eine Technik, sondern die aus Überzeugung wächst. Wenn man mit Begeisterung arbeitet, verändert sich alles: Man sieht nicht nur Aufgaben, sondern Möglichkeiten. Man erfüllt nicht nur Erwartungen, sondern schafft Erlebnisse. Man bleibt nicht an der Oberfläche, sondern gibt jedem Moment Bedeutung. Genau das macht den Unterschied zwischen einer guten und einer besonderen Leistung.

Gastgeberin zu sein, bedeutet vor allem, Gäste glücklich zu machen

Ich erinnere mich noch gut an eine Begebenheit mit einem Gast. Die Dame war mit einer Situation sehr unglücklich gewesen und wünschte, mich zu sprechen. Ich habe mir nicht nur alles angehört, sondern Sie dann auch gebeten, mir zu sagen, was sie jetzt mit einem guten Gefühl nach Hause fahren ließe. Da bat sie mich um 10 % Preisnachlass. Ich gab ihr 20 % und bedauerte wirklich, dass sie am ersten Tag ihres Aufenthaltes nicht glücklich war. Das verblüffte sie so sehr, dass sie mit dieser Geschichte und einer Empfehlung für ganz viele danach gewonnene Gäste nach Hause fuhr.

Gastgeberin zu sein, bedeutet vor allem, Gäste glücklich zu machen. Das ist deren Erwartungshaltung an ihren Urlaub.

Ich habe damals und ganz oft noch danach erlebt, dass Begeisterung ansteckend ist. Menschen spüren sehr genau, ob jemand seinen Beruf nur ausführt oder ob er ihn mit Herz lebt. Eine begeisterte Haltung wirkt auf Gäste ebenso wie auf Mitarbeitende. Sie schafft Vertrauen, Motivation und Freude. Dort, wo Menschen merken, dass etwas mit echter Hingabe getan wird, entsteht eine besondere Energie. Diese Energie ist oft der Grund, warum ein Aufenthalt in Erinnerung bleibt, warum ein Team zusammenhält und warum ein Haus Charakter bekommt.

Arbeit nicht als Pflicht, sondern sinnvolle Aufgabe

Für mich wurde der Beruf zur Berufung. Das bedeutet, dass Arbeit nicht als Pflicht erlebt wird, sondern als sinnvolle Aufgabe. Berufung heißt, dass man etwas nicht nur tut, weil man muss, sondern weil man es mit innerer Überzeugung und mit Freude tut.

Und das inspiriert das eigene Team. Führung bedeutet, Menschen zu inspirieren, weil man ihnen dann ihre Freude am Tun anmerkt. Für Mitarbeitende kann das ein Vorbild sein, für Gäste ein Gefühl von Geborgenheit, und für das Unternehmen selbst ein unverwechselbares Profil. Berufung macht aus Arbeit etwas Menschliches, Wertvolles und Nachhaltiges.

Ich glaube zutiefst daran, dass Begeisterung nicht nur das eigene Leben bereichert, sondern auch das Leben anderer. Wer seinen Beruf als Berufung lebt, schenkt anderen mehr als eine Leistung — er schenkt Haltung, Vertrauen und Inspiration. Genau das war und ist für mich das Schöne an der Gastgeberrolle: Menschen mit Freude zu begegnen und einen Ort mit Seele zu füllen. ■



Die frühere Hotelierin Michaela Reitterer ist Ehrenpräsidentin der Österreichischen Hotelvereinigung und engagiert sich international für Tourismusethik.

Reitterer: Franzi Schädel

Reaktionen

Wenn Sie uns etwas mitteilen wollen, zögern Sie nicht. Schreiben Sie an: Dompfarre St. Stephan, „Pfarrblatt“, Stephansplatz 3, A-1010 Wien, oder ein E-Mail: dompfarre-st.stephan@edw.or.at

Padre Eusebio Kino – Missionar, Wissenschaftler, Kartograf und Friedensstifter

Padre Eusebio Kino SJ war ein Tiroler Jesuit, der vor mehr als 300 Jahren im Norden Mexikos starb. Bis heute verbindet sein Andenken Menschen in der Sonora-Wüste. Angelika Ahrens hat sich auf seine Spuren begeben.

Jedes Jahr im Herbst machen sich Hunderte Menschen auf den Weg durch die Sonora-Wüste. Manche pilgern wenige Kilometer, andere deutlich weiter. Den längsten Weg legen Angehörige der Tohono O'odham Nation, eines indigenen Volkes im Südwesten der USA, zurück: Rund 120 Kilometer gehen sie zu Fuß von Tucson in Arizona bis nach Magdalena im Norden Mexikos – einer Überlieferung zufolge eine Wallfahrt, die ihre Vorfahren kurz nach dem Tod von Padre Eusebio Kino begründeten.

Ihr Ziel ist Magdalena. Dort ruht ein Mann, der vor mehr als 300 Jahren starb: ein Jesuit aus dem historischen Tirol. Während Padre Kino in Arizona und Mexiko bis heute verehrt wird, ist sein Name in Österreich kaum bekannt.

Ursprünglich galt die Wallfahrt Padre Kino selbst. Nach seinem Tod im Jahr 1711 pilgerten Angehörige der O'odham nach Magdalena, um den Missionar zu ehren, der mit ihnen gearbeitet und ihre Lebensbedingungen verbessert hatte. Im Laufe der Jahrhunderte verlagerte sich der Schwerpunkt der Wallfahrt jedoch zunehmend auf den heiligen Franz Xaver – den bedeutenden Jesuitenmissionar, den Kino besonders verehrte und dessen Verehrung er selbst in der Sonora-Wüste verbreitete. Bis heute besuchen die Pilger zunächst Kinos Grab in der Krypta und anschließend die Kirche mit der lebensgroßen liegenden Statue des heiligen Franz Xaver.

Der erste Friedensstifter im Grenzgebiet zwischen Arizona und Sonora

Einer, der diesen Weg bereits zweimal selbst gegangen ist, ist Alex La Pierre, Direktor von Borderlandia, einer Organisation für Geschichte und Kultur der Grenzregion zwischen Arizona und Mexiko. Besonders beeindruckt hat ihn die Solidarität entlang des Weges: Fremde halten mit ihren Pick-up-Trucks an und versorgen die Pilger mit Wasser, Essen oder Medikamenten.

Für La Pierre liegt darin das eigentliche Wunder Padre Kinos: Sein Erbe bringt mehr als 300 Jahre nach seinem Tod noch immer Menschen verschiedener Kulturen zusammen. „Wenn ich Padre Kino mit einem Wort beschreiben müsste, würde ich sagen: Er war der erste Friedensstifter im Grenzgebiet zwischen Arizona und Sonora."

Auch für die Tohono O'odham ist Kino weit mehr als eine historische Persönlichkeit. Austin Nunez, Vorsitzender des Tohono O'odham Nation San Xavier District, lebt in jener Region, in der Kino Ende des 17. Jahrhunderts die Mission San Xavier del Bac gründete. Die heutige Barockkirche entstand zwar erst Jahrzehnte nach seinem Tod unter den Franziskanern, doch sie ist bis heute spirituelles Zentrum der Gemeinschaft. Bekannt ist sie als die „Weiße Taube".

„Seine Freundlichkeit gegenüber unserem Volk hat dazu beigetragen, die Härten abzufedern, die mit den Methoden anderer spanischer Kolonisten verbunden waren", sagt Nunez.

Wissenschaftler, Forscher und Entdecker

Padre Kino – Eusebio Chini wurde 1645 in Segno geboren, im heutigen Trentino, das damals zum Tiroler Raum gehörte. Als Jesuit wollte er ursprünglich nach China gehen. Sein Weg führte ihn jedoch nach Neuspanien, in das heutige Arizona und den Norden Mexikos. Dort wurde aus dem europäischen Gelehrten Padre Kino – Missionar, Wissenschaftler, Kartograf und Vermittler zwischen Kulturen.



Die Wirtschaftsjournalistin Angelika Ahrens lebt heute in New York und coacht auch Wallstreet-Firmen mit Antistress-Tipps.

Angelika Ahrens



Die Mission San Xavier del Bac wurde 1692 von Padre Kino gegründet. Nach seinem Tod entstand dort diese prachtvolle Barockkirche, die bis heute als spirituelles Zentrum dient.

Angelika Ahrens

Mit seinen Expeditionen bewies er, dass Kalifornien keine Insel, sondern Teil des nordamerikanischen Festlands ist. Der Historiker Prof. Edward Kessell betont: „Es waren die Forschungen und kartografischen Arbeiten von Padre Kino, die Europa schließlich davon überzeugten, dass Kalifornien keine Insel war."

Seine Bedeutung für den amerikanischen Südwesten spiegelt sich bis heute auch auf nationaler Ebene wider. Arizona ehrt Padre Kino mit einer Statue in der National Statuary Hall im Kapitol in Washington, wo jeder Bundesstaat zwei bedeutende Persönlichkeiten seiner Geschichte repräsentieren darf. Die Ehrung im Kapitol unterstreicht den außergewöhnlichen Stellenwert, den Padre Kino in den Vereinigten Staaten genießt – ein bemerkenswerter Kontrast zu seiner geringen Bekanntheit in seiner historischen Heimat.

Auch die Erinnerung an Padre Kino wird in der Region bis heute aktiv gepflegt. Rosie P. Garcia von der Kino Heritage Society organisiert regelmäßig Gedenkfeiern: „Wir erinnern jedes Jahr an Padre Kinos Todestag und Geburtstag", sagt sie. „Nach der Messe gibt es einen Empfang – und wir versuchen, mit Musik und Veranstaltungen die Zeit, in der Kino gelebt hat, wieder lebendig werden zu lassen."

Pilger der Innerlichkeit

Dass sein Wirken bis heute lebendig ist, zeigt sich auch innerhalb der katholischen Kirche. Pater Claudio Alonso Murrieta Ortiz SJ, Vizepostulator für Mexiko im Seligsprechungsverfahren des ehrwürdigen Padre Eusebio Francisco Kino, sieht in Kino einen „Pilger der Innerlichkeit". Sein Leben sei geprägt gewesen von der Suche nach Gott und dem Dienst an den Menschen.

„Ganz besonders lebendig bleibt dieses Erbe in der Volksfrömmigkeit unserer Region", schreibt Murrieta in einem Statement gegenüber dem Pfarrblatt. Für ihn zeigt sich darin, dass Kino nicht nur eine historische Figur ist, sondern bis heute Menschen in Sonora, Baja California und Arizona prägt.

Im September werden Vertreter und Pilger aus Sonora, Kalifornien und Arizona außerdem nach Trient in Italien reisen, in die Heimat des Jesuiten. Dort wollen sie bei einem Kolloquium darüber sprechen, wie das Leben Padre Kinos bis heute ihr pastorales Wirken inspiriert.

Ernährungsdiplomat

Sein Vermächtnis reicht jedoch weit über die Kirche hinaus. Kino brachte Winterweizen, Viehzucht und neue landwirtschaftliche Methoden in die Sonora-Wüste. Alex La Pierre spricht von einer Art „Ernährungsdiplomatie".

„Er brachte uns den Winteranbau näher – insbesondere Winterweizen. Daraus entstand auch das Brot, das wir bis heute kennen", sagt Austin Nunez. „Und er brachte landwirtschaftliche Werkzeuge aus Eisen. Zuvor verwendeten wir Werkzeuge aus sehr hartem Wüstenholz." Bis heute erinnert die sogenannte Weizensorte „Kino Heritage Wheat" an diese Tradition.

Brückenbauer

Für Nunez liegt Kinos größte Bedeutung jedoch nicht nur in dem, was er brachte, sondern in der Art, wie er den Menschen begegnete: „Er war ein sehr mitfühlender Mensch. Er begegnete unserem Volk mit Respekt." Vielleicht erklärt gerade das, warum Padre Kino bis heute verehrt wird. Nicht nur wegen der Missionen, die er gründete, oder der Karten, die er zeichnete. Sondern weil er Brücken zwischen Menschen schlug.

Jedes Jahr im Herbst wird dieses Vermächtnis aufs Neue sichtbar, wenn Menschen verschiedener Herkunft gemeinsam durch die Sonora-Wüste nach Magdalena ziehen – auf den Spuren eines Tiroler Jesuiten, der bis heute Menschen verbindet. ■

Familie als Berufung

Verena und Walter König, seit beinahe 40 Jahren der Dompfarre St. Stephan zugehörig, sind überzeugt: Dem Ruf zu folgen ist die Voraussetzung für den Plan einer Familie. Die Umsetzung ist Gnade. Es ist ein Geschenk, dass Ehepartner zu Mutter und Vater werden dürfen. Der Gedanke, zur Familie berufen zu sein, gibt den beiden das Vertrauen, diesen Plan umsetzen zu können.

Wie alles begann

Walter: Verena ist gebürtige Klosterneuburgerin, aufgewachsen in Baden bei Wien und ich, ein Klagenfurter, besuchte das Gymnasium in Tanzenberg und in späterer Folge die HTL in Mödling. Dieser Schritt war die erste wichtige Weichenstellung. Nach Abschluss der HTL für Hochbau fasste ich den Entschluss, Medizin zu studieren. Voraussetzung dafür war die Zusatzmatura mit Abschlüssen in Biologie und Latein. Verenas Bruder, ein Klassenkamerad und Schulfreund von mir, half mit dem Hinweis, dass seine Schwester ja gerade in Biologie maturiert hätte – damit bekam ich alle Unterlagen und es erfolgte die zweite Weichenstellung.

Verena: Dechant Engelbert Hofer, der uns am 23. Juli 1989 getraut hat, war uns unabhängig voneinander gut bekannt. Er war der Religionslehrer von Walter in Tanzenberg und Pfarrer in Feldkirchen in Kärnten, wo ich in meiner Jugend die Ferien verbrachte. Mit ihm verbanden uns eine lebenslange Freundschaft und viele gemeinsame Erlebnisse wie z. B. die Begegnung mit Mutter Teresa beim Katholikentag in Wien, die stimmungsvollen, vom Kärntner Brauchtum geprägten Osterfeiern in Feldkirchen und die Reise nach Assisi.

Wunsch nach einer großen Familie

Walter: Verenas Arbeit in diversen Labors und ganz besonders im Zusammenhang mit den Laboruntersuchungen für die Auswirkungen von Tschernobyl für Österreich gefährdete unseren Kinderwunsch, und ja, wir wollten immer eine große Familie.

Mein Wunsch, Mediziner zu werden, scheiterte an der Finanzierung, mein technischer Nebenberuf wurde wieder zum Hauptberuf und somit blieb ich der Technik treu. Die Verbundenheit mit St. Stephan zieht sich durch mein Techniker-Leben: Als Schüler durfte ich am Stephansdom-Modell für den Klagenfurter Miniaturenpark Minimundus mitarbeiten. Später, im Zuge meiner Diplomarbeit „Entwässerung von Steildächern", handelte ich das Thema am Stephansdom ab.



Verena und Walter König aus der Dompfarre freuen sich über ihre große Familie: sechs Kinder und mittlerweile auch zwei Enkelkinder.

König: privat

Sechs Kinder und Vally

Verena: Da Walter immer in sehr zeitfordernde Projekte eingebunden war, mussten wir mehr oder weniger das „alte Gesellschaftsmodell der Familie" leben. Die Ausbildung unserer sechs Kinder war mir immer wichtig. Und ihre frühe Selbstständigkeit hat ihnen geholfen, ihre eigenen Wege zu gehen. Die beiden jüngsten Kinder sind Zwillinge und nur so viel dazu: „Wer Zwillinge nicht erlebt, hat sein Leben nicht gelebt!" Kurz gesagt, da war immer etwas los. Walter hat sich immer Zwillinge gewünscht und die Kinder wünschten sich einen Hund! Mit Vally, einem Labradormischling, war vorerst unsere Familie komplett – und die Hündin hält inzwischen die Herde zusammen.

Wagnis Familie

Walter: Jahrelang haben wir auf vieles verzichtet. Doch immer wieder erhielten wir es tausendfach zurück. Zusätzlich lernten wir, Wege zu gehen, deren Ziel lange nicht in Sichtweite war. Frau Zusner vom Alpenhotel Ladinig auf der Flattnitz gab uns zur Hochzeit mit: „Und wenn Du glaubst es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her!"

Verena: Familie ist mehr als ein Beruf, ist ein Ruf, mitten im Leben zu stehen, und ohne die Interaktionen mit unterstützenden Persönlichkeiten wie z. B. Dr. Marina Marcovich, Schwester Marese Ramsl (Hebamme – lange Zeit in der Mission in Afrika) kaum realisierbar. Dem Ruf folgen zu können bedarf einer ständigen Priorisierung von Wichtigkeiten und helfender Hände.

Danke allen, die uns in den anstrengenden Jahren zur Seite standen, besonders unserem Dompfarrer Toni Faber und Karin Domany. Das Feedback unserer Kinder über euch spiegelte eure unkomplizierte, offene Art wider: euren wertschätzenden Umgang, sei es bei den Mutterkind-Stunden, den Klavier- und Gesangsstunden (mit Barbara Ruth), der Erstkommunion- und der Firmvorbereitung, den Familienmessen u. v. a. *Danke euch!* ■

Mit dem Canisibus Suppe servieren

Während sich die meisten Menschen nach getaner Arbeit zuhause satt essen und dann einen gemütlichen und entspannten Abend verbringen, gibt es auch diejenigen, die sich abends ehrenamtlich für jene engagieren, auf die daheim keine warme Suppe wartet. Herwig Weigl ist einer von ihnen.

Jeden Tag – gleich ob Wochen-, Sonn-, Feier-, Hitze-, Sturm- oder Regentag – fahren rund ums Jahr zwei Kleinbusse der Caritas zu fixen Zeiten zwischen 19.45 und 22.00 Uhr insgesamt acht Stationen in Wien an, ein Lastenfahrrad zusätzlich zwei weitere, wo dann fleischlose Suppe und Brot an die sich dort einfindenden Gäste – so die Caritas-Diktion – ausgegeben werden. Dahinter steht einiger Aufwand an Ressourcen, Organisation und Arbeit: Beschaffung der Nahrungsmittel, Spenden, Verwaltung, Koordination, Lagerräume, Küche, Köchinnen und Köche, fest schließende Kessel, Geschirr, Taschentücher, fahrbereite Fahrzeuge, Parkplätze, dicke Häute und gute Worte.

Am Ende der Kette stehen diejenigen, die ausfahren und denen die Gäste begegnen: Sie arbeiten gratis. Manche fahren wöchentlich an einem festen Tag, andere bleiben flexibel; manche fahren in festen Teams von meist drei Personen, andere halten sich bereit, um Lücken zu füllen. Manche chauffieren die Busse und müssen sie von ihrem Parkplatz in einiger Entfernung von der Küche holen.

Vom gelegentlichen Mitfahrer zum Teammitglied

Wie kommt man dazu? Man kann, wie es eine Arbeitskollegin getan hat, aktiv nach sozialer Tätigkeit suchen und in einem Team beim Canisibus landen. Da aber nicht alle immer Zeit hatten, berief das Team greifbaren Ersatz. So begann eine Karriere vom gelegentlichen Mitfahrer zum offiziellen Einspringer und, nach altersbedingtem Rückzug eines Teammitglieds, zu dessen Nachfolger. Dann prägt der Bus-Termin die eigene Zeit: Man hat ja freiwillig eine Verpflichtung übernommen, die anderen Teammitglieder sollen sich auf einen verlassen können und der Hunger der Gäste ist nicht ausschaltbar, nur weil man einmal keine Lust zur Ausfahrt hat oder ins Theater gehen will. Wer kann, plant berufliche und private Termine und selbst Reisen so, dass möglichst wenige Ausfahrten ausfallen, obwohl das im eigenen Umfeld nicht immer Freude stiftet.

Stichwort Pflicht: Das klingt ein wenig heroisch, aber wenn man die Sache nicht gern macht, macht man sie nicht. Nicht, dass es immer lustig wäre. Auch bei der Caritas gibt es Hierarchien, und der Blickwinkel derer „drinnen“ deckt sich nicht immer mit dem derer „draußen“. Die einen sind besorgt, Verschwendung zu vermeiden, die anderen werden nervös und nervöser, aber auch ärgerlicher, wenn zu wenig Suppe oder Brot im Bus sind – schlimmer, als Hungrigen den Nachschlag verweigern zu müssen, um noch auf der letzten Station etwas ausgeben zu können, ist nur, sie unversorgt wegzuschicken, weil wirklich nichts mehr da ist. Unterwegs gelieferte Spenden von frischen Semmeln, Fladen oder würzigen Weckerln freuen die Verteilenden, auch wenn dann das mitgenommene Brot übrigbleibt. Aber man zieht am selben Strang, während die wahren Ärgernisse von außen kommen: Der Bus und seine Klientel sind nicht überall gern gesehen. Standorte mussten gewechselt werden, damit sichtbare Armut nicht die Fassade der Prosperität stört.

Das Wichtigste: die Gäste

Zuletzt das Wichtigste: die Gäste. Sie werden jeden Abend nach Männern und – wenigen – Frauen gezählt, aber mehr fragt man nicht. Sicher sind viele obdach- und arbeitslos, andere erhalten eine Unterkunft statt Geld, manche werden Arbeitsmigranten sein und nicht alle legal im Land, doch alle haben einen Magen. Mit manchen kommt man ins Gespräch, andere haben merklich den Alkohol als besseren Freund. Bedenkliche Situationen sind sehr selten, und unter den Gästen beobachtet man oft Solidarität und Hilfsbereitschaft, aber auch einen Grundkonsens mit den Teams, die ihnen gegenüber ja doch die Butterseiten-Welt verkörpern. Um so mehr freut es, wenn sich Gäste freundlich verabschieden oder die gute Suppe loben. Eine Prise Eitelkeit?



Der Canisibus der Caritas: Rund 150 Freiwillige ermöglichen durch ihren unentgeltlichen Einsatz in ihrer Freizeit, dass jährlich an die 100.000 Teller Suppe ausgegeben werden können.

Ebenso ist man paradoxerweise zufrieden, wenn man viele Portionen ausgeben hat, obwohl die Idealzahl Null wäre. Am Skandal der Armut ändert der Canisibus nichts, und irgendwie ist die Suppenausgabe auch eine Ablasshandlung. Aber auf die Weltverbesserung warten kann man nicht ohne Essen. Also bringen wir es einigen, die es brauchen. ■

Bus: Herwig Weigl

Gefragt: Menschen, die sich einbringen

Am Anfang steht eine Frage. Und aus dem Ja, der Bereitschaft, einmal für den Pfarrgemeinderat in St. Stephan zu kandidieren, wurde ein bleibendes Engagement. Benjamin Raimerth lädt ein, die Dompfarre mitzugestalten.

Schon als Heranwachsender war ich am kirchlichen Gemeindeleben interessiert und beteiligt. Damals konnte ich natürlich noch nicht wissen, dass die Dompfarre zu St. Stephan meine geistige Heimat werden würde. Ich war dann auch überrascht, dass mich – damals in meinen Zwanzigern stehend – unser Dompfarrer fragte, ob ich nicht für den Pfarrgemeinderat kandidieren wolle. Auf Anhieb wurde ich vor zehn Jahren in den Pfarrgemeinderat aufgenommen und vor circa fünf Jahren bin ich zum Stellvertretenden Vorsitzenden des Pfarrgemeinderates gewählt worden.

In diesem Zeitraum hatte ich Gelegenheit, mich in die Strukturen und Aufgaben einzuarbeiten und immer wieder neue Themen auszuloten. Am wichtigsten ist, dass ich viele Gleichgesinnte und doch verschiedene Menschen kennenlernte, die mit mir diesen Weg beschreiten und sich mit ihren Ideen einbringen. Ich konnte viel von ihrer Erfahrung lernen und bekam so den Mut, den einen oder anderen eigenen Akzent zu setzen.



Benjamin Raimerth ist Stellvertretender Vorsitzender des Pfarrgemeinderates von St. Stephan.

Leben der Pfarre gestalten

Wenn Sie sich jetzt fragen, was die Aufgaben des Pfarrgemeinderates und insbesondere in der „Ersten Pfarre Österreichs" sind, zunächst eine ganz nüchterne Erklärung: Zusammen mit dem Pfarrer gestalten gewählte Frauen und Männer das Gemeindeleben. Jede Pfarre hat– unter vielen anderen Fachausschüssen – einen Vermögensverwaltungsrat. Meine Mitarbeit in diesem Rat mag trocken erscheinen, obwohl eine gut geordnete finanzielle Basis die Grundvoraussetzung für ein lebendiges Gemeindeleben ist. Dabei spannt sich ein breiter Bogen von karitativen Tätigkeiten bis zur Realisierung von Kunstprojekten, die zu Diskurs einladen, und nicht zu vergessen: bauliche Projekte. St. Stephan ist, wenn wir so sagen wollen, keine „normale Pfarre". Es bestehen immer zwei Pole: Anonymität der vielen Dombesucher und Gemeinschaft in der Stammgemeinde.

Platz für alle

Es gilt einerseits einen Raum zu schaffen, in dem ein engerer Kreis Heimat finden kann, und andererseits ist da auch der hauptsächlich Kultur- oder Musikinteressierte, der Kirchenmusik auf höchstem Niveau hören will. Als echte City-Pfarre sind es auch Andersgläubige und Fernstehende oder einfach Touristen, die nur kurze Zeit den Dom besuchen und dabei einen Eindruck mitnehmen sollen. Das Schwierige bei allen vielseitigen Angeboten ist, das spezifisch Katholische zu bewahren, ohne engstirnig zu sein. Ein besonderes Anliegen bleiben uns die karitativen Tätigkeiten, die Hilfe für Menschen, die in Not geraten sind. Zum Beispiel im „Festmahl für den Nächsten". Für uns ist es Verpflichtung, Menschen zu helfen, ohne gönnerisch zu sein.

Glanzvolle Momente

Es gibt auch die glanzvollen Momente. In eindrucksvoller Erinnerung ist mir die im Jahr 2020 erfolgte Einweihung der neuen Riesenorgel, wodurch, wie Kardinal Schönborn in seiner Ansprache sagte, für den Wiener Stephansdom „die letzte Wunde des Krieges" geschlossen wurde. Als junger Mensch, der diese Zeit des Krieges nicht miterleben musste, war es berührend zu sehen, wie bewegend dieser Moment von den anwesenden Zeitzeugen empfunden wurde.

Bei allen Mühen der Ebene möchte ich es nicht missen, wenn sich in der Osternacht das Licht durch den dunklen Dom ausbreitet und die Orgel aufbraust – in der unvergleichlichen Atmosphäre unseres „Steffls".

Ich bin dankbar, als ein ganz kleines Rädchen mitzuhelfen, dass große Ganze in Gang zu halten – offen für die Zukunft. Ich hoffe, dass viele Menschen bei der im März 2027 anstehenden Pfarrgemeinderatswahl die Gelegenheit nutzen, ihre Vertreterinnen und Vertreter zu wählen. Mit großer Freude würde ich weiter meinen Beitrag leisten und freue mich auf altbekannte und neue Weggefährten. ■

Raimerth: Erzdiözese Wien /Stephan Schönlaub

Berufungsgeschichten biblischer Frauen?

Annette Jantzen ist eine Grenzgängerin. Die Kirchenhistorikerin und – mittlerweile evangelische – katholische Theologin setzt sich für eine geschlechterfaire Glaubenssprache und Geschlechtergerechtigkeit ein.

Es gibt keine Berufungsgeschichte einer Frau in der Bibel, jedenfalls nicht im engeren Sinne: Wenn „Berufung" meint, für ein bestimmtes Amt bestellt zu werden, und zwar durch die drei Schritte der Auswahl, der Berufung und der Amtsübertragung, dann gibt es keine biblische Erzählung, in der eine Frau berufen würde. Berufen werden im Ersten Testament militärische Anführer, Könige und Propheten. Einige Sonderfälle gibt es, die schon auf einen erweiterten Berufungsbegriff hinweisen, wenn ganz Israel berufen wird (Jes 48,12) oder wenn es um den Gottesknecht geht (Jes 42,6; Jes 49,1).

Gemessen an der Menge handelnder Personen in der Bibel, die das Wort Gottes hören, darauf antworten, sich ihm zu entziehen zu versuchen, es in die Tat umsetzen, es weitertragen, gibt es überhaupt nur sehr wenige Berufungsgeschichten: von Mose, Josua, Barak und Gideon als Anführer des Volkes, von David, Salomo, Jerobeam I. und Jehu als Königen, von Samuel, Jesaja, Jeremia und Ezechiel als Propheten. Der engere Begriff ist aber hilfreich, um einige Fallen zu umgehen. Denn im landläufig-katholischen Verständnis von „Berufung" heute klingt häufig durch, dass es einen Plan Gottes für einen Menschen gibt, den es zu entdecken und dann in die Tat umzusetzen gilt. Das ist nicht nur deswegen problematisch, weil es einen Vorsehungsglauben voraussetzt, der direkt in die Abgründe der Frage nach Gott und dem Leid führt, sondern auch, weil dieses Konzept Menschen manipulierbar macht. Biblische Berufungstexte sind konkreter, weil sie Menschen in eine Aufgabe rufen, die sich aus den Herausforderungen der jeweiligen Zeit ergibt.

Die Bibel stellt sich in dieser Hinsicht also als ein Lückentext dar. Denn es gibt eine ganze Reihe Anführerinnen/Anführer, Könige und Prophetinnen/Propheten, von deren Handeln im Amt erzählt wird, von denen jedoch keine Berufungsgeschichte in dieses Amt erzählt wird, obwohl die legitime Ausübung des Amtes eine Berufung ins Amt voraussetzt. Selbst von Elija wird keine solche erzählt, und wenn Elija seinen Schüler Elischa in seinen Dienst beruft, dann ist das keine Geschichte einer Amtsübertragung – genauso wenig wie die nach diesem Vorbild gestalteten Geschichten um Jesus, der Menschen in die Nachfolge ruft. Und: Es ist Vorsicht geboten vor schnellen Schlüssen. Heutige katholische Amtsträger können sich in der Regel sehr bruchlos hineinlesen in biblische Berufungsgeschichten, sei es des Propheten Samuel, den Gott im Traum ruft, sei es einer der Männer, die Jesus in seine Nachfolge ruft. Auch um Jesus gibt es aber wesentlich mehr Menschen als Berufungsgeschichten. Hier Bestätigung der eigenen Regeln und Privilegien herauszulesen, setzt selektives Lesen voraus. Priesterberufungen gibt es in der Bibel ohnehin nicht, auch nicht im Zweiten Testament.

Berufen zum Widerstand – im Dienst des Lebens

Die Bibel erzählt aber vielfach von den Antworten von Menschen auf die Nöte und Herausforderungen ihrer Zeit, die zugleich Antworten auf Gottes Schöpfungsmacht sind. Meine Lieblingsgeschichte ist die der Hebammen Schifra und Pua in Exodus 1, die sich schlicht weigern, den mörderischen Befehl des Pharaos umzusetzen. Er fordert sie nämlich auf, alle neugeborenen hebräischen Jungen umzubringen – und sie diskutieren das nicht, weder mit ihm noch untereinander. Sie tun es einfach nicht. Sie brauchen dafür auch keine besondere Aufforderung durch Gott, sondern der Text stellt schlicht fest: Sie fürchteten Gott – im Sinne von: gottesfürchtig sein – und ließen die Jungen



Annette Jantzen ist Theologin und Autorin.

leben. Vor zwei Frauen, die sich ohne Worte verstehen, die wissen, wer sie sind und wofür sie einstehen, vor diesen zwei Frauen verpufft die Macht des Pharaos, sie fällt in sich zusammen. Noch deutlicher wird dies, als die Tochter des Pharaos einen der hebräischen Jungen in einer Mini-Arche im Schilf findet: Der Widerstand, der bei den Hebammen seinen Anfang nahm, reicht nun bis in die innersten Kreise der Macht. Die Seite des Lebens ist mächtiger, die Widerstandskraft ist stärker als jeder tödliche Befehl. Das ist eine ermutigende Geschichte für bedrohliche Zeiten. ■

Buchtipp

In ihrem neuen Buch beschäftigt sich Annette Jantzen mit allen Frauen der Bibel, deren Geschichten nicht oder nur eingeschränkt im katholischen Gottesdienst gelesen werden. Die kirchliche Leseordnung prägt maßgeblich, welche biblischen Erzählungen wahrgenommen werden, und die Auswahl fällt ganz eindeutig zu Ungunsten der Frauen aus. Nur rund ein Drittel der biblischen Frauengestalten kommt in den gottesdienstlichen Lesungen vor und deren Geschichten werden in aller Regel stark gekürzt.



Annette Jantzen, Die ignorierten Frauen der Bibel. Was im Gottesdienst nicht gelesen wird, Herder 2026

Jantzen: Ute Haupts

Da wusste ich: »Das ist meins!«



Barbara Coudenhove-Kalergi ist Journalistin und Herausgeberin.

Mehr als ein (Be-)Ruf

Wer einen Beruf findet, der ihm oder ihr Freude macht, Sinn hat und Geld bringt, kann von Glück sprechen.

Ich hatte dieses Glück. Ich bewarb mich nach einem abgebrochenen Studium und zahlreichen Gelegenheitsjobs um eine Reporterstelle bei einer Tageszeitung und bekam diese. Interessante Themen finden, recherchieren, schreiben – das wurde mein Berufsleben. Schreib, was du siehst, sagte mir damals einer meiner Mentoren. Ein Rat, den ich seither befolgt habe. Aber Beruf als Berufung? Als Aufgabe, als Dienst am Gemeinwohl? Nicht jedermanns Sache. Ich habe erst nach meiner regulären Berufsarbeit begonnen, ehrenamtlich Deutschkurse für Migranten zu geben. Was als „Aufgabe" begann, wurde zur Freude, besonders, als sich Erfolge einstellten. Meine Schlussfolgerung: Was man gern macht, macht man im Allgemeinen auch gut. Und was man gut macht, macht man gern.



Mit dem Sieg des Gesamtweltcups 2023 erreichte die Schispringerin Eva Pinkelnig die Weltspitze.

Wenn ich heute auf mein Leben zurückblicke, muss ich oft schmunzeln. Denn alles begann mit einem Traum: Als kleines Mädchen wollte ich einfach nur eines: 100 Meter mit Skiern fliegen. Ich dachte, es muss das beste Gefühl der Welt sein. Ich wollte einfach wissen, wie es sich anfühlt, so weit zu fliegen.

Dieser Traum hat mich nie ganz losgelassen. Als Kind habe ich das Skispringen zwar ausprobiert, aber mein Weg begann dann erst mit 24 Jahren. Viele hielten das für verrückt. Vielleicht war es das auch. Aber tief in meinem Herzen spürte ich: Das ist meins. Ich konnte es nicht erklären – ich wusste es einfach.

Gott wollte mit meinem Leben viel weiter fliegen

Damals hatte ich keinen Karriereplan. Ich wollte keine Weltcups gewinnen. Und schon gar nicht die Nummer 1 der Welt werden. Ich wollte nur meinem Herzen folgen. Heute weiß ich: Während ich meinen Traum verfolgt habe, hat Gott längst an etwas viel Größerem gearbeitet. Ich wollte nur 100 Meter fliegen. Gott wollte mit meinem Leben viel weiter fliegen.

Natürlich war dieser Weg nicht nur von Erfolgen geprägt. Es gab Verletzungen, Zweifel und Momente, in denen ich mich fragte, warum manches so anders kommt, als ich es mir erhofft hatte. Das schmerzliche Verpassen der Olympischen Spiele 2026 war einer dieser Momente. Es tat weh. Sehr sogar. Aber gerade dort habe ich wieder gespürt, was mich trägt. Mein Glaube nimmt mir den Schmerz nicht. Er nimmt mir auch nicht die Fragen. Aber er schenkt mir Vertrauen – das Vertrauen, dass Gott auch dann da ist, wenn ich seinen Plan gerade nicht verstehe und dass ich nie tiefer falle, als in seine Hände!

Berufung: den Mut haben, den ersten Schritt zu machen

Ich glaube, Gott schreibt mit jedem Menschen eine einzigartige Geschichte. Oft erkennen wir ihren Sinn erst im Rückblick. Hätte mir jemand mit 24 Jahren gesagt, wohin mich dieser Weg führen würde, ich hätte ihn wahrscheinlich ausgelacht. Umso größer ist heute meine Dankbarkeit. Nicht für jede Medaille oder jeden Erfolg - sondern dafür, erleben zu dürfen, wie Gott aus einer kleinen Sehnsucht im Herzen etwas entstehen ließ, das viel größer wurde, als ich es jemals zu träumen gewagt hätte.

Vielleicht ist genau das Berufung. Nicht alles im Voraus zu wissen. Sondern den Mut zu haben, den ersten Schritt zu machen, wenn das Herz sagt: Das ist meins. Und darauf zu vertrauen, dass Gott den Rest des Weges kennt.



Susanne Drapalik ist Präsidentin des Arbeiter-Samariter-Bunds Wien und Landeschefärztin.

Es gibt Momente im Leben, die verändern vieles. Nicht, weil sie lange geplant sind, sondern weil sie eine neue Perspektive eröffnen.

Mein Berufsleben hatte mich als Ärztin durch viele interessante Bereiche des Gesundheitswesens geführt – von der Inneren Medizin über die Geriatrie bis hin zu leitenden Aufgaben im Wiener Gesundheitswesen. Für mich war klar, dass ich mein Wissen und meine Erfahrung auch abseits des beruflichen Alltags für Menschen einsetzen möchte. Genau das konnte ich als ehrenamtliche Landeschefärztin des Samariterbundes Wien tun und gleichzeitig Teil einer Organisation sein, in der Zusammenhalt und Hilfe für andere im Mittelpunkt stehen.

Als mich unser Präsident Dkfm. Dr. Siegfried Sellitsch fragte, ob ich seine Nachfolge als Präsidentin des Samariterbundes Wien antreten möchte – da wusste ich sofort: „Das ist meins!"

Meine medizinische Erfahrung einzubringen, die Arbeit unserer haupt- und ehrenamtlichen Kolleginnen und Kollegen zu unterstützen und unsere Organisation weiterzuentwickeln, ist eine wunderba-

Coudenhouve-Kalergi: Bernhard Holub, CC BY-SA 4.0 via Wikimedia Commons | Pinkelnig: mounter. Management GmbH | Drapalik: Benjamin Breitegger

re Aufgabe. Besonders während der COVID-Pandemie wurde mir bewusst, was möglich ist, wenn viele Menschen ihre Talente gemeinsam einsetzen. Wir haben in kürzester Zeit Test- und Impfstraßen aufgebaut, mobile Teams organisiert, Pflege geleistet und dort geholfen, wo Hilfe dringend gebraucht wurde. Hinter jedem Einsatz standen unzählige haupt- und ehrenamtliche Samariter und Samariterinnen, die mit Kompetenz, Herz und großem Zusammenhalt Unglaubliches geleistet haben.

Ich empfinde es als großes Privileg, den Samariterbund Wien als Präsidentin mitgestalten zu dürfen. Was mich dabei trägt, ist neben dem Engagement unserer Organisation vor allem die Gemeinschaft. Denn wenn Menschen füreinander einstehen, entsteht etwas, das größer ist als jede einzelne Leistung. Berufung ist für mich deshalb weit mehr als ein Beruf. Sie beginnt dort, wo wir unsere Fähigkeiten einsetzen, um anderen zu helfen.



Ruth Beckermann ist Filmemacherin und Autorin.

Ich denke, dass allein Genies berufen sind. Andere, wie ich selbst, stolpern irgendwann über etwas, das ihnen gefällt.

Die einzigen Fächer, die mich in der Schule interessierten, waren Deutsch und Geschichte, sicherlich auch deswegen, weil wir eine antifaschistische Professorin hatten, die mit uns den Aufstieg der Nazis durchnahm und Büchner und Brecht las. Da ich ganz gut schreiben konnte, arbeitete ich vorerst bei Zeitschriften. Wie der Zufall, an den ich nicht glaube, so spielt, nahm mich eines Tages ein Freund mit zu einer Versammlung der Filmschaffenden. Und ohne es je gelernt zu haben, begann ich Filme zu machen. Zuerst Kurzfilme gemeinsam mit anderen, dann 1983 meinen ersten Langfilm „Wien Retour".

Doch: Es dauerte sehr lange, bis ich mich selbst als Filmschaffende zu bezeichnen wagte, ja bis ich selbst daran glaubte, was zu können. „Glück gehabt", dachte ich meistens, wenn mir ein Film gelang. „Nie wieder wird mir was gelingen", war der nächste Gedanke. Jede schlechte Kritik, jede Ablehnung gab mir recht und verstärkte meinen Mangel an Selbstbewusstsein. Rückblickend weiß ich, dass nicht allein ich schuld an meiner Unsicherheit war, sondern mir die Kollegen und andere Herren gerne zu verstehen gaben, dass eine junge Frau lieber nicht in einer Position sein sollte, in der sie ihnen, den Herren, was anschaffen darf.

Der Umschwung kam mit dem Film „Jenseits des Krieges", den ich 1995 mit ehemaligen Soldaten in der Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht drehte. Der Film zeigte, dass die Rede von einer „sauberen Wehrmacht" ein Märchen war. Er löste sehr viele Diskussionen aus und niemand konnte mich ab nun in das weibliche oder jüdische Eck stellen. Mir wurde langsam klar, dass ich doch was kann.

Im September kommt mein neuer Film WAX & GOLD über Äthiopien und Kaiser Haile Selassie in die Kinos, der bei der letzten Berlinale seine Weltpremiere gefeiert hat. Noch immer bin ich erstaunt, dass meine Filme auch Menschen in Asien oder Lateinamerika interessieren, noch immer bin ich überrascht, wenn mir jemand gratuliert. Doch mit meinem Beruf als „Filmschaffende" habe ich mich angefreundet.

Ruth Beckermann erhielt den heuer erstmals vergebenen Europäischen Dokumentarfilmpreis. Ihr Film WAX & GOLD wird ab 11. September in den österreichischen Kinos zu sehen sein.



Der frühere Chef der österr. Wirtschaftskammer Christoph Leitl ist Präsident der Europäischen Bewegung Österreich (EBÖ).

Miteinander statt Gegeneinander

Immer wieder beeindruckt mich das Gleichnis von den Talenten, die man nicht ungenützt liegen lassen, sondern nutzbringend anwenden soll.

Ich bin dem Herrgott dankbar für die vielen Talente und Begabungen, die ich in meine Lebensidee einbringen konnte: die Einigung Europas. Ich habe in meiner Familiengeschichte geblättert und nachvollziehen können, was Generationen in Krieg, Hass, Not und Zerstörung miterlebt haben. Auch in meiner Familie. Ob im Kampf gegen die Bayern in den Bauernkriegen, gegen Napoleon in der Völkerschlacht bei Austerlitz, gegen die Italiener in der Seeschlacht bei Lissa, mein Großvater im Ersten Weltkrieg in Bosnien, mein Vater im Zweiten Weltkrieg in Russland … Immer haben sich die Menschen Frieden gewünscht und: Krieg bekommen.

Die großartige europäische Kultur und die europäische Zivilisation sind durch europäische Bürgerkriege an den Rand des Abgrunds geraten. Nationalismus, Rassismus, Ideologien oder einfach die Gier, das zu besitzen, was dem Nachbarn gehört, waren die Triebfedern dieser unheilvollen Entwicklung.

Die Bestrebungen zur Einigung Europas, von christlichen Politikern vorgedacht und eingeleitet, haben mich immer fasziniert. Miteinander statt Gegeneinander ist mein Lebensmotto geworden. Leben und leben lassen ist meine Devise. Miteinander können wir das gemeinsame geistige und kulturelle Erbe erfolgreich in die globale Zukunft einbringen.

Meine Berufung liegt damit in Europa. Selbst aus der europäischen Jugend ▶

Beckermann: Nini Tschavoll | Leitl: Kuzera

heraus gewachsen will ich nunmehr auch andere junge Menschen motivieren, mit allen anderen Teilen der Welt gute Partnerschaften einzugehen, um auf diese Weise globale Probleme besser zu lösen, Prosperität zu schaffen und Frieden zwischen den Völkern, Kulturen und Religionen herzustellen.



Norbert Walter ist Winzer und Präsident der Wiener Landwirtschaftskammer.

Wie jedes Tiroler Bergbauernkind habe ich am elterlichen Hof mitgearbeitet. Nach der Volksschule besuchte ich das Humanistische Gymnasium der Franziskaner in Hall/Tirol. Es folgten der Präsenzdienst und dann Wien, wo ich 1989 das Studium der Agrarökonomie an der BOKU, der Universität für Bodenkultur, in Wien begann. In den Ferien werkte ich rund ein Jahrzehnt in den unterschiedlichsten Ferialjobs, die vom Schilehrer bis zum Tabakpflücken, von Österreich über Kanada bis in die Schweiz reichten. Am meisten geprägt haben mich jedoch die drei Almsommer in der italienischen Schweiz. Dort kam ich mit dem Käsemachen in Berührung und machte am Plantahof im Kanton Graubünden die Käser-Ausbildung.

Als ich Winzer wurde

Es war am Rande meiner politischen Tätigkeit: Ich wollte auch einen Beruf, der mit Grund und Boden zu tun hat. Im Obstbau und im klassischen Ackerbau hatte ich zu wenig Erfahrung, der Weinbau hat jedoch erstaunlicherweise viele Parallelen mit dem Käsemachen. Somit ergriff ich 2004 die Chance, die sich mir damals bot, übernahm 2008 in Stammersdorf einen Betrieb und bewirtschafte heute rund acht Hektar Weinbau. Ich lege von Beginn an besonderen Wert auf eine naturnahe Weingarten- und Kellerwirtschaft. Das Weingut ist seit 2015 Bio-zertifiziert. Das fördert daher nicht nur die Biodiversität und die Bodengesundheit, sondern auch die Gesundheit der Rebstöcke.

Der Weingarten am Fuße des Bisambergs samt Weinkeller eignet sich für eine Buschenschank der besonderen Art. Seit 2008 werden dort Gäste vor Ort bewirtet. Neben meinen Weinen biete ich den Besucherinnen und Besuchern Edelbrände aus meiner ursprünglichen Heimat Tirol, Tiroler Spezialitäten, wie Galtürer Hausspeck, Osttiroler Henkele, hochqualitative Käse, Gamswürstel oder Hirschschinken an. Gerade die Wildspezialitäten zeugen von Nachhaltigkeit und Umweltbewusstsein, denn Wildpret ist ja ein ausgesprochenes Naturprodukt. Veranstaltungen wie Musik, Weingartenkino oder auch eine Weinbergmesse runden mein Angebot an die Gäste ab.

Das Faszinierende am Weinbau ist, dass man als Winzer alles in einer Hand hat: vom Boden und der Arbeit im Weingarten über den Keller und die Abfüllung bis hin zur Vermarktung des Endprodukts in Flaschen oder das Ausschenken des Weins in der Buschenschank. ■

Abendlicher Dombesuch mit Kindern

Herzliche Einladung zu einem abendlichen Dombesuch für Kinder ab acht Jahren und ihre Begleitpersonen:
Fr. 18.9., 19.00: Auf den Spuren des Dombrands von 1945. Mit Besuch des Dachbodens (bereits ausgebucht)
Fr. 16.10., 19.00: Die Riesenorgel stellt sich vor. Die größte aller Orgeln im Dom
Fr. 13.11., 19.00: Heilige – Freunde Gottes und der Menschen.
Mit Besuch der Katakomben
Mo. 4.1., 19.30: Die Heiligen Drei Könige machen sich auf den Weg.
Weihnachten im Dom
Freiwillige Spende erbeten.
Anmeldung unbedingt erforderlich unter fenstergucker@gmx.at

Dankbar für

Von Domdekan Rudolf Prokschi

Sehr geehrter Herr Universitätsprofessor Weismayer, lieber Josef!

Im Namen des Domkapitels und auch namens der Domgemeinde und der vielen Leserinnen und Leser des Pfarrblattes von St. Stephan darf ich dir auf diesem Weg die herzlichsten Glück- und Segenswünsche zur Vollendung Deines 90. Lebensjahres übermitteln.

„Leben in Fülle" – mit diesem Titel hast du 1983 eine Monographie zur Geschichte und Theologie christlicher Spiritualität verfasst. Dieser Buchtitel scheint mir passend als Überschrift über dein Leben: Ja – es ist ein Leben in Fülle mit vielen Tätigkeiten und vielfältigen Aufgaben und Herausforderungen bis in die Gegenwart. Es würde den Rahmen dieses kleinen Pfarrblattartikels sprengen, um hier alles



Walter: Harald Klemm | Franz Josef Rupprecht/kathbild.at

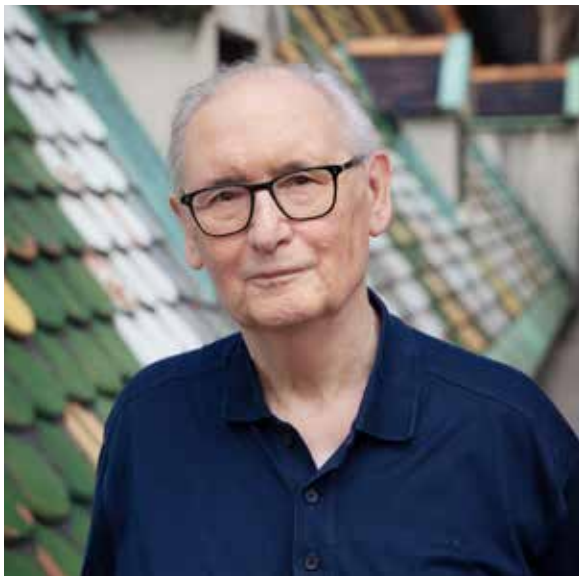
ein »Leben in Fülle«

anzuführen, was du in deinem langen Leben geleistet, wie vielen Gremien und Ausschüssen du vorgestanden bist und wie viele Vorträge zu unterschiedlichen Themen du gehalten hast.

1959 hast du im Dom von Kardinal Erzbischof Franz König die Priesterweihe empfangen; 1962 an der Universität Wien *sub auspiciis* promoviert; 1974 folgte die Habilitation. Diese Fakten lassen deine besonderen Begabungen erkennen, die von deinen damaligen Vorgesetzten erkannt und gefördert wurden. Als junger Theologiestudent habe ich Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts aufmerksam deinen Vorlesungen zur Theologie der christlichen Spiritualität gelauscht und daraus viel Wertvolles schöpfen können. Eigentlich hatte ich mit dir bereits den Arbeitstitel für meine geplante Diplomarbeit zur Person von Madelaine Delbrêl besprochen. Doch dann traten mit der Ernennung von Univ. Professor Dr. Ernst Christoph Suttner die Ostkirchen in mein persönliches Blickfeld, die mein späteres Leben nachhaltig prägen sollten.

Seit Juni 2001 gehörst du dem Domkapitel von St. Stephan an und hast Jahre hindurch die Funktion des Domkustos ausgeübt. Außerdem warst du als Mitglied des Vereinsvorstands tätig. Als Rektor des Stephanushauses warst du für die älteren Mitbrüder, die dort im Ruhestand wohnten, ein guter Hausvater, der sich liebevoll um jedes einzelnen gekümmert hat.

Lieber Josef, danke für dein vorbildliches Lebenszeugnis als Professor, als Priester und als Mensch! Im Namen vieler Menschen, die dich besonders schätzen, erbitte ich für dich weiterhin Gottes reichen Segen und eine gute Gesundheit. In herzlicher Verbundenheit, Rudolf ■



Im August feierte unser emeritierter Domkustos Univ.-Prof. Dr. Josef Weismayer seinen 90. Geburtstag. Herzliche Segenswünsche, lieber Herr Professor!

Unvergessliche musikalische Momente

… und gute Unterhaltung. Karin Domany über das Stephanerfest 2026

Sehr fröhlich war die Stimmung im festlich geschmückten Stephanisaal des Curhauses, als am 8. Mai die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von St. Stephan ihr diesjähriges Stephanerfest feierten und mit einem Gläschen Sekt einander zur Begrüßung zuprosteten. Nach der charmanten Begrüßungsrede unseres Dompfarrers eröffneten auch in diesem Jahr wieder die „schon etwas länger jung-gebliebenen" Damen und Herren des Eröffnungskomitees der Tanzschule Watzek, sehr launig präsentiert und angeführt von ihrem „Chef" Georg Watzek mit einer wunderbaren Polonaise und einem Walzer das Fest. Und auch während des ganzen Abends konnten wir die begeisterten Tanzeinlagen unserer Gäste bewundern, die kaum eine Gelegenheit zum Tanzen ausließen.

Zur guten Stimmung trug wesentlich auch unser ausgezeichneter Musiker aus Krems, Herr Kurt Wagner, bei, dessen „Tanz-Wunschzettel" rege genützt wurden.

Nach dem Genuss des Abendessens – auch diesmal wieder hervorragend bereitgestellt und betreut von Frau Maria Mikhail mit ihrem Team vom Restaurant „Dolce vita" – Vorspeisen, Hauptspeisen und Desserts mundeten sehr und die Betreuung war exzellent – widmeten wir uns dem Kunstgenuss.

Der französische Klaviervirtuose Philippe Devaux schenkte uns eine Stunde lang unvergessliche musikalische Momente. Ein Höhepunkt unseres Festes war auch diesmal wieder die – etwas vorgezogene – Mitternachtsquadrille, die nicht künstlerisch perfekt, aber für alle sehr lustig war! Unter den fachkundigen Ansagen unseres Tanzmeisters Georg Watzek fanden doch alle immer wieder zu ihrem Platz zurück …

Während des ganzen Abends gab es viele Gelegenheiten zum Plaudern, zur Unterhaltung und zum Tanzen. ■

Viele haben in der Vorbereitung für diesen schönen Abend fleißig gewerkt – allen voran das Festkomitee Rosemarie Hofer, Maja Keglevic und Karin Domany. Herzlichen Dank für das gelungene Fest!



Ein Geburtstagskind gab es auch zu feiern!

Weismayer: Verein Unser Stephansdom/Romana Gruber | Franz Josef Rupprecht/kathbild.at



Erstkommunion der Dompfarre am 10. Mai 2026

„Wenn wir unsre Gaben bringen, wollen wir Gemeinschaft sein, dann bist du in unserer Mitte, schenkst dich uns in Brot und Wein.“

Mit Begeisterung sangen am 10. Mai – dem Fest ihrer Erstkommunion – die 24 festlich gekleideten Buben und Mädchen dieses Gabenbereitungslied. Sechs Monate lang hatten sie sich – stets begleitet von ihren Eltern – in der Dompfarre auf diesen so wichtigen Tag vorbereitet. Auf ganz unterschiedliche Weise durften sie in dieser Zeit gemeinsam mit unserem Dompfarrer Toni und dem Erstkommunionsteam Christoph, Gabi, Karin, René und Sigi diese Erfahrung der Gemeinschaft rund um Jesus machen.

Die Kindermessen am Sonntag nach den Vorbereitungsblöcken wurden dabei auch für viele zu einer liebgewordenen Selbstverständlichkeit. Ab dem 13. September seid ihr dazu wieder sehr herzlich eingeladen.

Wir freuen uns auf euch! ■



Franz Josef Rupprecht/kathbild.at

Erstkommunion in St. Stephan am 11. April 2027

Die Vorbereitung findet in **fünf Samstagsblöcken** von November 2026 bis April 2027 statt, jeweils von 10 bis 13 Uhr **gemeinsam mit einem Elternteil**. Der Termin für den **Elternabend** ist am 14. Oktober 2026.

Anmeldung mit Taufschein und Meldezettel möglichst bald, **spätestens bitte bis 18. September 2026** in der Pfarrkanzlei.
Herzliche Einladung dazu!

Euer/Ihr Dompfarrer Toni Faber und das Erstkommunionteam Sigi Czychowski, Karin Domany, Gabi Waberer, René Reich und Christoph Winkler



Erstkommunion der Klasse 2A der privaten Volksschule am Judenplatz am 19. April 2026



Erstkommunion der Klasse 2B der privaten Volksschule am Judenplatz am 19. April 2026



Erstkommunion der Klasse 2C der privaten Volksschule am Judenplatz am 26. April 2026

Robert Hanson



Pfarrfirmung 13. Juni 2026

„Heiliger Geist, du Geist der Wahrheit, erleuchte mich, damit ich ein Gespür entwickle für das Wesentliche in meinem Leben."
(Aus einem Gebet um die Gaben des Hl. Geistes)

85 junge Menschen haben sich auch in diesem Arbeitsjahr in acht Gruppen auf das Sakrament der Firmung vorbereitet. In einer trotz der großen Anzahl sehr persönlichen Feier wurde es ihnen am 13. Juni von unserem Dompfarrer gespendet. 13 Frauen und Männer unterschiedlichen Alters haben sie auf dem Weg dorthin begleitet. Bei den regelmäßigen Gruppentreffen und in gemeinsamen Projekten haben sie sich mit wichtigen christlichen Werten auseinandergesetzt, ernsthaft mitgemacht und ihr Wissen, ihr Fühlen und all ihre Fähigkeiten eingebracht. Möget ihr, liebe Neugefirmte, stets in eurem Leben die Erfahrung machen, dass einer da ist, der euch trägt, und dass es sinnbringend ist, als Christ zu leben! ■



Franz Josef Rupprecht/kathbild.at | Festmahl: Walter Rohringer



Eine schöne regelmäßige Aktion im Rahmen der Firmvorbereitung ist die Mithilfe beim Festmahl für den Nächsten. Das Team rund um die Familie Keglevic freute sich im Frühjahr sehr über die Unterstützung der vielen hilfsbereiten, freundlichen und engagierten Firmlinge, um den ungefähr 200 Gästen ein feines Essen zu bereiten.

Pfarrfirmung 2027

Liebe Jugendliche!

Alle, die sich in unserer Dompfarre auf den Empfang des Firmsakraments vorbereiten wollen (Mädchen und Burschen des Geburtsjahrgangs 2013 und älter), sind herzlich willkommen. In mehreren Gruppen, die von Männern und Frauen aus der Dompfarre begleitet werden, werdet ihr euch mit wichtigen Themen des christlichen Lebens auseinandersetzen.

Das **erste Treffen mit Gruppeneinteilung** findet am **Mittwoch, 21. Oktober, von 17.30–18.30 Uhr in der Unterkirche im Stephansdom statt.**

Die Vorbereitung startet dann mit dem Stationenprojekt „**Von unter der Erde bis in schwindelnde Höhen**“ im Stephansdom am **Samstag, 14. November 2026, 13.30–17.30.**

Bitte meldet euch bis spätestens 21. September 2026 in der Pfarrkanzlei an: Curhaus, Stephansplatz 3/1. Stock und bringt euren Taufschein und Meldezettel mit.

Die **Firmung** findet am **Samstag, 19. Juni 2027** um 15.30 im Dom statt.

Auf euer Dabeisein und engagiertes Mittun freut sich im Namen aller Firmbegleiterinnen und Firmbegleiter euer Dompfarrer und Firmspender

Toni Faber

Blitzlichter aus St. Stephan



◄ ***Kochen und Genießen für den guten Zweck.*** *Ein großes Team fleißiger Ehrenamtlicher hat für unser Fastensuppenessen am 22. März 2026 neun verschiedene köstliche Suppen zubereitet, mit denen ca. 200 Gäste verwöhnt wurden. Das gespendete Geld von € 565,– wird für die Caritasarbeit der Dompfarre verwendet. Ein herzliches Dankeschön an alle, die dazu beigetragen haben!*



▲ ***Solidarisch.*** *Ein großes Dankeschön an die Fellner Wratzfeld & Partner Rechtsanwälte GmbH (fwp), die die Pfarrcaritas der Dompfarre wieder großzügig mit köstlichem MIELO-Honig unterstützt hat, den die Klienten sehr schätzen. MIELO ist ein Biodiversitäts-projekt im Waldviertel, bei dem auf naturbelassenen Flächen Honig unter strengen ökologischen Bedingungen produziert wird. – Ein wertvolles Zeichen für Nachhaltigkeit, Solidarität und ein respektvolles Miteinander!*



▲ ***Stimmungsvoll.*** *Die zahlreichen Teilnehmenden an der Wallfahrt nach Maria Grün am 17. Juni erreichten bei strahlendem Wetter nach drei Kilometern Fußweg die Kirche im Prater. Nach einer stimmungsvollen Andacht mit Diakon P. Josef Hofbauer OFM folgte ein gemütliches Beisammensein im Garten des Kiosks „freude now“. Vielen Dank an Rosemarie Hofer für die Organisation und Begleitung.*



► ***Gesellig.*** *Vor dem Sommer traf sich der Seniorenclub von St. Stephan zu einem gemütlichen Zusammensein in einem kühlen Gastgarten in der Innenstadt, bevor am 8. September die 14-tägigen regelmäßigen Treffen wieder beginnen. Herzliche Einladung!*

Fastensuppenessen: Rosemarie Hofer | Mielo: fwp / Linda Özer | Maria Grün: Rosemarie Hofer | Senioren: Sigi Czychowski

Etwas Süßes mit auf den Weg?

Karin Domany über den Stefflkirtag 2026



... oder ein Teelicht mit dem ermunternden Zuspruch: „Du bist das Licht der Welt!“ – frei nach der Bibelstelle Johannes, Kapitel acht?
... oder ein liebevoll gebundenes „Bschoadpackerl“ für Leib und Seele?
... oder die tägliche selbst gepflückte Bibelstelle?
... oder einfach ein offenes Ohr für die so bedrängenden konkreten Sorgen im Leben einzelner Menschen und die existenzielle Angst angesichts der dramatischen Entwicklung in Europa und der ganzen Welt.

Zwölf Tage und 144 Stunden lang nahmen sich 18 ehrenamtliche Stephaner Zeit fürs geduldige Zuhören, für aufmunternde Anteilnahme an Freud und Leid der Menschen und die Suche nach konkreten Hilfsangeboten. Oder einfach für die Beantwortung der Fragen nach der Bedeutung und dem Warum des Stefflkirtags – manchmal auch in Sprachen, die wir nicht beherrschten. Wo ein Wille, da ein Weg!

Unsere Hütte ist ein stiller, aber ganz wichtiger Ort, um den Kirtag als kirchliche Veranstaltung wahrzunehmen.

Herzlichen Dank allen, die gerne trotz zweier „langer Wochenenden“ mit dabei waren.

Bei weitem nicht nur, aber ganz sicher auch wegen der kleinen Geschenke kamen „Stammkunden“ immer wieder bei uns vorbei. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, sagt ein Sprichwort, und bei Freunden bleibt man auch gerne zum Plaudern. Als Freund hört man auch gerne zu, und genau das wissen die Menschen zu schätzen.

Firmlinge am Stefflkirtag

Die junge Kirche wahrnehmen konnten die Kirtagsbesucher ganz besonders auch, als eine Firmgruppe sich mit Programmfoldern und kleinen, liebevoll gestalteten Säckchen, gefüllt mit einem aufmunternden Bibelspruch und etwas Süßem unter die Kirtagsbesucher wagte – manche eher schüchtern, andere auch entdeckend, dass das Zugehen auf Menschen gar nicht so schwer ist!

Ein ehrliches Anliegen und zur Tradition geworden ist uns in den letzten Jahren die Unterstützung der Initiative „Überraschungssäckchen“ der Aktion Leben, die gegen eine Spende erworben werden konnten. Danke allen, die großzügig zugegriffen haben!

Auf Wiedersehen beim Stefflkirtag 2027! ■

Von guten Mächten wunderbar geborgen

Stunde der Hoffnung am 22. Mai. Von Karin Domany



Stefflkirtag: Karin Domany | Stunde der Hoffnung: Benjamin Raimerth

Zu einer abendlichen Stunde zum Kraft Tanken, zum Eintauchen in Texte der Hoffnung und Zeit für Stille und Gebet – umrahmt von meditativer Musik – lud die Dompfarre zwei Tage vor Pfingsten ein.

Die beruhigende Stimmung im Dom war ein gutes Kontrastprogramm zum fröhlichen Treiben am Kirtag rund um den Dom.

Etwa 120 Personen waren der Einladung gefolgt, feierten und beteten mit, konnten ihre Gebetsanliegen auf Zettel schreiben und diese in bereit gestellte Körbe vor das Allerheiligste am Altar legen. Ganz unterschiedliche, persönlich ausgesuchte oder formulierte Texte wurden in dieser Stunde von elf Personen der Dompfarre vorgetragen und klangen während der wunderbaren Musikeinlagen in Stille nach. Wie versprochen wurde für diese Anliegen auch im Rahmen des Pfarrgebets am 16. Juni besonders gebetet. ■

Das »wundertätige Kreuz« in der Hofburgkapelle

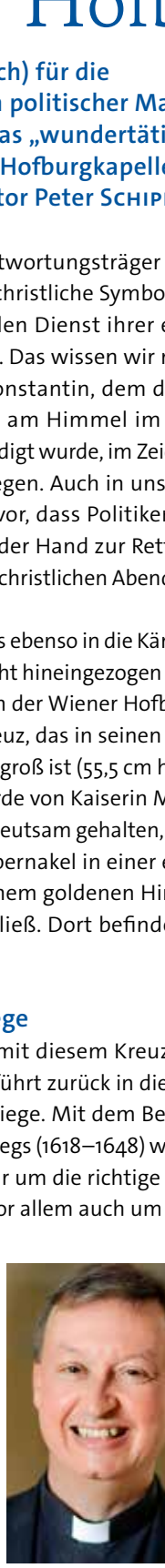
Ein Zeichen (auch) für die Verbindung von politischer Macht und Glauben: das „wundertätige Kruzifix“ in der Hofburgkapelle. Von Kirchenrektor Peter Schipka

Öffentliche Verantwortungsträger wollen mitunter das christliche Symbol des Kreuzes auch in den Dienst ihrer eigenen Politik stellen. Das wissen wir nicht erst seit Kaiser Konstantin, dem durch eine Erscheinung am Himmel im Jahr 312 n. Chr. angekündigt wurde, im Zeichen des Kreuzes zu siegen. Auch in unseren Tagen kommt es vor, dass Politiker mit einem Kruzifix in der Hand zur Rettung des sogenannten „christlichen Abendlandes“ aufrufen.

Ein Kruzifix, das ebenso in die Kämpfe um politische Macht hineingezogen wurde, befindet sich in der Wiener Hofburgkapelle. Dieses Kreuz, das in seinen Ausmaßen nicht allzu groß ist (55,5 cm hoch; 23,3 cm breit), wurde von Kaiserin Maria Theresia für so bedeutsam gehalten, dass sie es auf dem Tabernakel in einer eigenen Nische vor einem goldenen Hintergrund ausstellen ließ. Dort befindet es sich auch heute.

Konfessionskriege

Doch was hat es mit diesem Kreuz auf sich? Diese Frage führt zurück in die Zeit der Konfessionskriege. Mit dem Beginn des 30-jährigen Kriegs (1618–1648) wurde in Europa nicht nur um die richtige Konfession, sondern vor allem auch um politische Macht gekämpft. Während sich der österreichische Landesherr und König von Böhmen, Ferdinand II., als treuer Katholike verstand, gab es weite Teile des Adels, die protestantisch geworden waren und Religionsfreiheit und damit auch zusätzliche politische Macht verlangten.



Peter Schipka ist Rektor der Wiener Hofburgkapelle.



Das „wundertätige Kreuz“ über dem Tabernakel in der Wiener Hofburgkapelle

„Ich verlasse dich nicht“

In dieser aufgeheizten Stimmung zog im Jahr 1619 ein Heer unter der Leitung böhmischer Adeliger bis nach Wien, um ihren Forderungen auch militärisch Nachdruck zu verleihen. Ferdinand musste um sein Leben fürchten. Diese Situation wollte sich der niederösterreichische Adel zunutze machen, um von Ferdinand die Zusage der Religionsfreiheit zu erhalten.

In einer, so wird berichtet, emotionalen Begegnung der österreichischen Adeligen mit ihrem Landesherrn in der Hofburg, hat dieser die Sitzung unterbrochen und sich zum Gebet vor einem kleinen Kreuz zurückgezogen. Dabei soll Christus zu ihm gesprochen haben: „Ferdinand, ich verlasse dich nicht“. Währenddessen haben sich kaisertreue Soldaten im Burghof eingefunden, die bereit waren, Ferdinand, den späteren Kaiser, zu verteidigen. Der österreichische Adel musste erfolglos die Hofburg verlassen. Das böhmische Heer ist unverrichteter Dinge abgezogen.

Das Kruzifix wird politisch

Es ist ein kleines Kreuz, dem nun große Geschichte zugeschrieben wird. Die Rettung Ferdinands wird auf göttliche Vorsehung zurückgeführt. Die Weigerung, Religionsfreiheit zu gewähren, bekommt nach damaliger Deutung ein himmlisches Gütesiegel. Die politische Macht der katholischen Habsburger wird religiös legitimiert.

Das Kreuz wird daher für das Haus Habsburg bedeutsam. Es wird von da an den Familienangehörigen in schwerer Krankheit oder am Totenbett, letztmalig bei Kaiserin Zita, in ihre Hände gelegt. Zu ihrer Krönung zur Königin von Ungarn soll Kaiserin Maria Theresia dieses Kruzifix mitgenommen haben, damit es ihr den gleichen Schutz gewährt wie Ferdinand II.

Unpolitische, aber geistliche Bedeutung

Das Kruzifix in der Hofburgkapelle hat seine Bedeutung in den konfessionellen Auseinandersetzungen des 17. Jahrhunderts erhalten, als ein friedliches Miteinander unterschiedlicher christlicher Konfessionen nicht vorstellbar war. Heute wissen wir, dass eine Gesellschaft, in der Religionsfreiheit herrscht, die bessere Alternative ist. Daher wird das Kreuz umso mehr zu einem geistlichen Symbol, je weniger es von politischen Verantwortungsträgern instrumentalisiert wird. Nicht politische Siege werden durch das Kreuz symbolisiert, sondern das Scheitern nach menschlichen Maßstäben und der Sieg durch die Auferweckung Jesu. Deshalb vermag ein Kruzifix allen Menschen, die in persönlicher Bedrängnis vor ihm beten, unabhängig von ihrer christlichen Konfession die Zusage Gottes nahezubringen: „Ich verlasse dich nicht“. ■

Schipka: Sonntagsblatt/Gerd Neuhold | Kreuz: Franz Kerschbaum

Gott, dich suche ich … (Psalm 63)

Generalvikar Andreas Kaiser über einen Psalm, der ihm sehr wertvoll ist

Mit dem Eintritt in das Priesterseminar hat sich für mich eine neue Form des Betens eröffnet, die ich bis dahin nur in Ansätzen gekannt hatte: das Beten mit den Psalmen. Es war und ist beeindruckend, in diesen alten, zum Teil über mehr als 3000 Jahre gewachsenen Gebetsschatz einzudringen. Mehr und mehr wurde dieses Gebet nicht nur ein Mitbeten im Gebetsstrom der Jahrhunderte, sondern auch zu einem persönlichen Gebet, das meine Annäherung an Gott begleitet.

Es gibt viele Psalmen, die mir wertvoll sind. Einen möchte ich herausgreifen: Psalm 63,2-9. Er steht zu Beginn des Morgenlobs am ersten Sonntag des vierwöchigen Psalters und eröffnet damit den Wochenrhythmus des Stundengebetes. Schon seine ersten Worte berühren mich immer wieder neu: „Gott, du mein Gott, dich suche ich."

Die Sehnsucht des Menschen nach Gott kommt darin auf besondere Weise zum Ausdruck. Wonach sehnt sich der Mensch? Was sucht er letztlich? Der Psalm gibt eine klare Antwort: Der Mensch sehnt sich nach Gott, der die Erfüllung aller Sehnsucht sein will. Besonders wichtig ist mir dabei die persönliche Du-Anrede: Gott, dich suche ich. Nicht irgendeine Energie oder unbehauste Macht, sondern einen Gott, der für jeden Menschen ein Du ist. In der Suche nach diesem Du entfaltet sich auch das Ich des Menschen.

Gott in allen Dingen suchen

Gott, dich suche ich. Diese Worte begleiten mich auch im Alltag. Ich suche Gott nicht nur in theologischen oder philosophischen Überlegungen, sondern in den konkreten Begegnungen und Aufgaben jedes Tages. Der heilige Ignatius hat dies in seinem wunderbaren Leitspruch zusammengefasst: Omnia ad maiorem Dei gloriam – Alles zur größeren Ehre Gottes. Alles, was wir tun, auch die banalen und alltäglichen Dinge, kann auf Gott hin ausgerichtet sein. Das setzt voraus, Gott in allen Dingen zu suchen. Dadurch erhalten Denken, Handeln und Arbeiten einen Sinn, wenn sich Gott darin finden lässt.

Die Sehnsucht nach einem erfüllten Leben ist groß. Viele Angebote versprechen Glück und Erfüllung, doch oft bleibt eine letzte Unruhe zurück. Manches, von dem wir uns Erfüllung erhoffen, erweist sich als vergänglich und hinterlässt Leere. Der Psalm beschreibt diese Erfahrung mit dem drastischen Bild eines dürren, lechzenden Landes ohne Wasser. In diesem Sommer war dies in manchen Gegenden greifbar und sichtbar. Das Land war ausgedörrt, es dürstete nach Wasser. Wenn man durch die Landschaft wanderte, konnte man fast den Ruf nach Wasser hören.

Ausschau nach Gott halten

Der Beter des Psalms bleibt jedoch nicht bei dieser Sehnsucht stehen. Er verfällt weder in Resignation noch in Selbstmitleid. Er ist offenbar kein echter Wiener und kein gelernter Österreicher, der jammernd über das Schicksal klagt, sich darin verliert und dort in einer beinahe glücklichen Leidenschaft verharrt. Stattdessen wird er aktiv: „Darum halte ich Ausschau nach dir." Das ist kein passives Warten, sondern ein bewusstes Tun, das schon ein wenig Anstrengung bedeutet. Wer sich auf einer Wanderung verirrt hat, sucht auch nach Wegmarkierungen oder höher gelegenen Orientierungspunkten, um das Ziel zu entdecken – oder aktiviert zumindest das Navi am Handy.

Das Schöne bei der Suche nach Gott ist, dass er mit uns nicht Verstecken spielt. Paulus schreibt: „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir." Gott ist also immer schon in uns und um uns. Dazu braucht es aber die Bereitschaft, seine Gegenwart wahrzunehmen und ihr im eigenen Leben Raum zu geben.

> Gott, mein Gott bist du, dich suche ich, es dürstet nach dir meine Seele.
> Nach dir schmachtet mein Fleisch wie dürres, lechzendes Land ohne Wasser.
> Darum halte ich Ausschau nach dir im Heiligtum,
> zu sehen deine Macht und Herrlichkeit.
> Denn deine Huld ist besser als das Leben. Meine Lippen werden dich rühmen.
> So preise ich dich in meinem Leben, in deinem Namen erhebe ich meine Hände.
> Wie an Fett und Mark wird satt meine Seele,
> mein Mund lobt dich mit jubelnden Lippen.
> Ich gedenke deiner auf meinem Lager und sinne über dich nach, wenn ich wache.
> Ja, du wurdest meine Hilfe, ich juble im Schatten deiner Flügel.
> Meine Seele hängt an dir, fest hält mich deine Rechte.
> *(Psalm 63,2-9)*

Wo dies gelingt, kann man jene Erfahrung machen, die der Psalm mit einem besonders schönen Bild beschreibt: „Ich juble im Schatten deiner Flügel." Sicherheit, Geborgenheit und Freude sind die Verheißungen dieses Psalms. Sie wollen sich Tag für Tag neu erfüllen in einem Leben mit Gott und aus Gott, der die Liebe selbst ist. ■



Andreas Kaiser ist seit September neuer Generalvikar der Erzdiözese Wien.

Kaiser: Harald Klemm

Die heilige Helena im Stephansdom

Von Annemarie Fenzl

„Mehr als ein (Be-)Ruf“ so lautet das diesmal nachdenkliche Generalthema des Herbst-Pfarrblatts von St. Stephan. Christlich gedeutet, kommt einem dazu unwillkürlich der Begriff *„Berufung“* in den Sinn – eine besondere Eingebung, die in der Folge, sehr oft nicht erklärbar, als *„Auftrag von oben“* an einen bestimmten Menschen empfunden wird. Und auch wenn diesem der Sinn seines Tuns oft lange verborgen bleibt, findet er oder sie früher oder später dann doch zum Ziel. Von Søren Kierkegaard ist uns ein Wort überliefert: „Wir leben das Leben nach vorne, verstehen können wir es (erst) im Rückblick.“ Sinn unseres Lebens im christlichen Sinn bedeutet, dass unsere menschliche Existenz in den Dialog mit Gott und den Menschen hineingestellt wird, wodurch jeder Mensch seine ganz eigene Form von Berufung entdecken kann. Das kann auf unterschiedliche Weise geschehen, denn Gottes Wege bleiben uns oft lange verborgen.

Legendenumwobene Heilige

Ein bemerkenswertes Beispiel dafür ist die zum großen Teil legendenumwobene Geschichte der heiligen Helena. Ihre großartige Zukunft wurde ihr nicht bei ihrer Geburt etwa um 249 n. Chr. in Drepanon (heute Hersek, Türkei) an der Wiege gesungen. Sie stammte aus einfachen Verhältnissen, ihr Vater war ein heidnischer Gastwirt. Der weitgespannte Bogen der Legenden bezeichnet sie allerdings sowohl als Stallmagd aus Aquitanien, als auch als englische Königstochter und berichtet später von ihr als Herbergswirtin im heutigen Nis in Serbien.

Aus einer Beziehung Helenas mit dem römischen Offizier Constantius Chlorus stammte der um 272 geborene gemeinsame Sohn Konstantin, den der Vater um 289 nach seiner Trennung von Helena, (um Flavia Maximiana, die Stieftochter Kaiser Maximians, zu heiraten) im Jahr 293 adoptierte und zum Caesar (Unterkaiser) ernannte. Nach dem Tod des Vaters übernahm Helenas Sohn Konstantin das Heer seines Vaters und wurde im Juli 306 im heutigen York zum Augustus (Oberkaiser) ausgerufen. Nach seinem Regierungsantritt holte er seine Mutter nach Trier. In dieser Zeit ließ Helena sich taufen und folgte ihm ab 309 nach Rom.

Hier beginnt nun die eigentliche, sichtbare, für das Christentum bedeutsame Geschichte Helenas mit Gott: Ihre einzigartige Bestimmung, ihre Berufung im christlichen Sinn war, die Mutter des Kaisers zu sein. Nach dem Sieg ihres Sohnes Konstantin über Maxentius in der Schlacht an der Milvischen Brücke im Jahr 312 erließ dieser unmittelbar darauf die sogenannte, in vieler Hinsicht bis in die heutige Zeit nachwirkende Mailänder Vereinbarung, welche die Freiheit der Glaubensentscheidung für alle Religionen bedeutete. Nach heutigem Verständnis würden wir dies als den entscheidenden ersten Schritt zur Religionsfreiheit bezeichnen.

Seit ungefähr 317 wies der Sohn seiner Mutter auch eine bedeutende öffentliche Rolle als Kaisermutter (Augusta) zu. Und Helena wurde ihrer Würde und der damit verbundenen Verantwortung gerecht.

Mutige und zielstrebige Frau

Im Alter von unglaublichen 76 Jahren reiste sie mit einigen Zwischenstationen, darunter Zypern, nach Palästina, wo sie das Kreuz Jesu beharrlich suchen ließ, und, gemäß der Legende, so lange Grabungen veranlasste, bis tatsächlich Reste des Kreuzes Christi – unter einem Heiligtum der Venus, der Lieblingsgöttin Kaiser Hadrians – verborgen, gefunden wurden. Helena ließ diese Reste nach dem Bericht späterer Kirchenhistoriker in drei Teile teilen: Ein Drittel des Kreuzes blieb in Jerusalem; ein Drittel nahm die Kaisermutter mit nach Rom; ein Drittel sandte sie ihrem Sohn nach Konstantinopel. Von diesem



Die Historikerin, frühere Diözesanarchivarin und ehemalige Leiterin des Kardinal-König-Archivs Annemarie Fenzl wurde im April für ihr Lebenswerk mit dem päpstlichen Silvesterorden ausgezeichnet. Wir gratulieren sehr herzlich!

kathpress / Pernsteiner



Leicht zu erkennen: Die hl. Helena wird immer mit einem Kreuz dargestellt.

Helena: Verein „Unser Stephansdom"

Teil fanden nach der Eroberung der Stadt im Jahr 1204 durch die Kreuzritter viele Splitter ihren Weg in Kirchen und Klöster der Christenheit.

So gehen nach christlicher Tradition auf Helena und ihren Sohn Konstantin verlässlich zumindest die Grabeskirche in Jerusalem, die Geburtskirche in Bethlehem und die zerstörte Kirche auf dem Ölberg zurück. Zugleich wurde Helena Stifterin vieler anderer Kirchenbauten.

Die Legende bringt sie auch in Zusammenhang mit weiteren Berührungsreliquien, wie dem heiligen Rock in Trier sowie den Reliquien der Heiligen Drei Könige, die später durch Kaiser Friedrich Barbarossa in den Kölner Dom gebracht wurden.

Helena starb vermutlich am 18. August 329 in Nikomedia, dem heutigen Izmit in der Türkei. Ihre Gebeine ruhen in der Kirche S. Maria in Aracoeli in Rom; ihr Haupt wird in der Krypta unter dem Trierer Dom aufbewahrt. Sie gilt u. a. als Schutzpatronin der Nagelschmiede, in Erinnerung an die überlieferte Auffindung der Kreuzesnägel, von welchen einer in Wien in der Heiligen Lanze, dem ältesten Stück der Reichskleinodien, als Reliquie verehrt wird.

Vor dem Hintergrund der aktuellen Debatten über die Stellung der Frauen in der katholischen Kirche kann der Gedanke an Helena als mutige und fromme Frau durchaus auch Frauen von heute ermutigen, unerschrocken ihre Ziele zu verfolgen, wenn auch kein Kaiser mehr hinter ihnen steht.

Hl. Helena im Dom

Wir begegnen der hl. Helena heute im Dom an vier Orten: als Pfeilerfigur aus dem 15. Jahrhundert an der südlichen Stirnwand der Westempore; im sogenannten Auszug, hoch über dem Altar des 1690 gestifteten Altares des hl. Franz Xaver im nördlichen Seitenschiff; auf der sogenannten Werktagsseite des Wiener Neustädter Altares in der Mitte der ersten Reihe des linken Flügels und schließlich in der Mitte an der Ostseite der Brüstung des 1513 vollendeten Friedrichsgrabes, ganz nahe beim Auferstandenen, immer eindeutig zu erkennen an dem übergroßen Kreuz Jesu, das sie in ihren Händen hält. ■



Impuls_St.Stephan

Für den Herbst sind auch wieder spannende Abende mit interessanten Gästen im Rahmen des Impuls_St.Stephan unter der Leitung von Rosemarie Hofer geplant. Die konkreten Termine finden Sie zeitnah auf der Webseite, in der „Woche in der Dompfarre St. Stephan" und im Schaukasten. Herzliche Einladung!

»Melanie, was soll auf deinem Grabstein stehen?«

Welches Thema die gern als „Mutmacherin“ bezeichnete Philosophin, Theologin und Ordensfrau Melanie Wolfers seit Jahren bewegt und wovon ihr neues Buch handelt

„Melanie, was soll auf deinem Grabstein stehen?“ Dies wurde ich am 17. September 1998 im Rahmen einer psychologisch-spirituellen Ausbildung gefragt. Meine Antwort:

Melanie Wolfers
23. Mai 1971 –
Sie hat Freude in das Leben von Menschen gebracht.

Die Frage, was ich mir für mein Leben ersehne, und meine Antwort habe ich nie vergessen! Vielleicht war es diese Sehnsucht, die mich nach jahrelangem Zögern und trotz innerer Widerstände schlussendlich doch dazu gebracht hat, ein Buch über Freude zu schreiben. Sobald ich mich nämlich dem Thema nähern wollte, fragte ich mich skeptisch: „Ist es nicht naiv, vielleicht sogar zynisch, sich angesichts der vielen Krisen mit Freude zu beschäftigen?!“ Doch je länger ich darüber nachgedacht und mit Menschen gesprochen habe, umso deutlicher wurde mir: Gerade jetzt ist Lebensfreude wichtig!

Denn *erstens:* Wir alle wollen Freude empfinden. Oder zumindest zufrieden sein. Denn das verleiht unserem Leben Glanz und Leichtigkeit. Freude macht unser Leben lebenswert. Wir alle leben zum ersten und zum einzigen Mal. Daher sollten wir das Beste daraus machen, solange wir können. Wozu wären wir sonst hier?

Und *zweitens:* Freude hat die Macht, unser eigenes Dasein und die Welt spürbar zum Guten zu wenden. Freude macht unsere Beziehungen wärmer. Den Kopf klarer. Das Herz weiter. Sie ist eine Widersacherin der Angst und befähigt uns, mit den kleinen und großen Herausforderungen des Lebens besser umzugehen. Und sie hat das Potenzial, aus unserer Welt einen besseren Ort zu machen.

Um mein Buch zu schreiben, habe ich mich auf eine Entdeckungsreise begeben, um zu erkunden, wie bunt und vielgestaltig Freude ist – angefangen vom körperlichen Wohlbehagen bei einem erfrischenden Zitronengetränk bis hin zur spirituellen Freude, die Raum hat für das *ganze* Leben, für Licht *und* Schatten. Ich wollte wissen: Was passiert in Kopf und Körper, wenn wir uns freuen? Was sind die größten „Freude-Feinde“ im Alltag? Und vor allem: Was können wir selbst dazu beitragen, dass Freude nicht nur gelegentlich vorbeikommt, sondern heimisch wird bei uns?

Vieles können wir dafür tun! Etwa die *Freudenfreude* pflegen, die sich – im Unterschied zur Schadenfreude – am Glück einer anderen Person mitfreut und dadurch das Glück mehrt. Oder wir können Haltungen kultivieren, die eine Freude ermöglichen, die auch in Krisenzeiten tragfähig ist. Zu diesen sieben Haltungen gehören u. a. die Dankbarkeit, die Versöhnung mit der eigenen Vergangenheit und ein spirituelles Leben.

Bei meiner Freuden-Erkundungstour schöpfe ich nicht nur aus den Wissenschaften und meiner 25-jährigen Tätigkeit als Seelsorgerin und Beraterin. Vielmehr habe ich viele praktische Übungen auch selbst ausprobiert und dabei erfahren: Es macht Freude, das Leben mehr auf Freude auszurichten. Denn dadurch wird der Alltag sofort lebendiger, verbundener und engagierter. ■

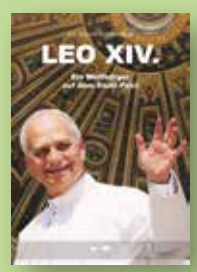


Sr. Melanie Wolfers gehört der Ordensgemeinschaft der Salvatorianerinnen an und arbeitet als Rednerin, Beraterin und Autorin.

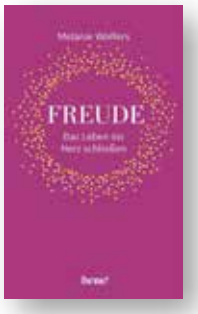
Die Bestsellerautorin betreibt den Podcast GANZ SCHÖN MUTIG und moderiert im ZDF die Talksendung „die letzte Bank“. melaniewolfers.de

Leo XIV. – ein Weltbürger auf dem Stuhl Petri

Udo Thianich-Schwamberger, auch ehrenamtlich in der Dompfarre tätig, zeichnet in seinem Taschenbuch kompakt ein spannendes Portrait von Papst Leo XIV., dem ersten Papst, der in den Vereinigten Staaten geboren wurde, später in den Armenvierteln Perus diente und schließlich als Generalprior der Augustiner weltweite Verantwortung trug, ehe er zum Nachfolger Petri gewählt wurde.



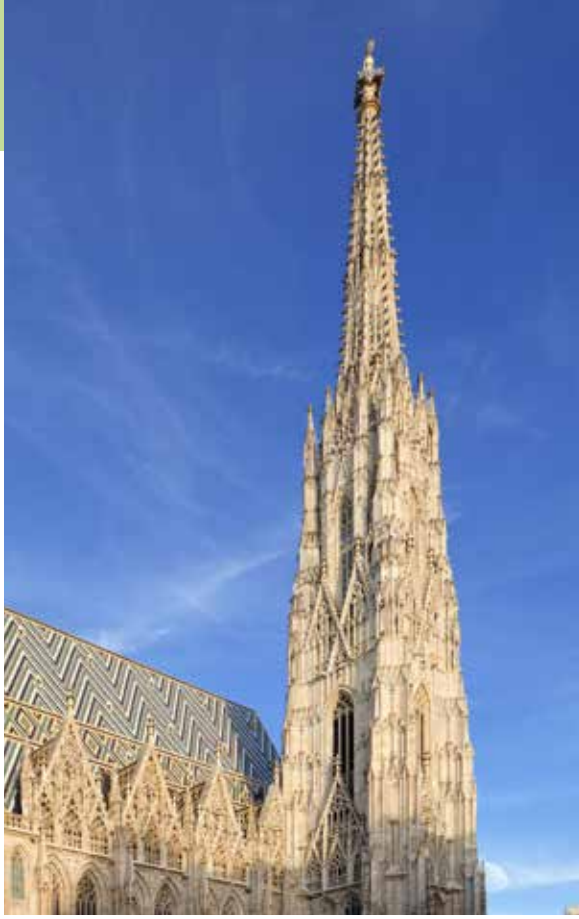
Udo Thianich-Schwamberger, LEO XIV. – Ein Weltbürger auf dem Stuhl Petri, Taschenbuch, Vehling Verlag, 2025, 152 Seiten



Buchtipp:
Melanie Wolfers, Freude – Das Leben ins Herz schließen, Verlag bene, 2026, 176 Seiten

Wolfers: Ulrik Hölzel

»Und schaut der Steffl lächelnd auf uns nieder…«



Seien Sie gegrüßt!

Ich weiß nicht, wie es Ihnen im heurigen Sommer ergangen ist, aber mir war es viel zu heiß. Glauben Sie mir, da oben bei mir war es während der zweiten Hitzewelle im August unerträglich. Mir hat es schließlich gereicht und ich hab' auf gut wienerisch „herumgemotschkert" und schließlich laut „Jetzt schlägt's aber dreizehn!" gemurrt. Die alte Uhrschälle hier oben in meinem Turmhelm, übrigens die einzige erhaltene Glocke aus gotischer Zeit, hat das gehört und tatsächlich vor dem Mittagsläuten noch ein 13. Mal geschlagen. Ich hab' keine Ahnung, ob das jemandem aufgefallen ist (oder ob ich mich nur verzählt habe), aber mir war dann etwas leichter. Manchmal muss man halt doch schimpfen und seinen Grant zum Ausdruck bringen. Uns Wienern sagt man ja eh nach, dass wir manchmal richtige Grantscherben sein können. Und so etwas habe ich ja in meiner fast 600 Jahre währenden Lebenszeit wirklich noch nicht erlebt, aber wie mir meine geselligen Freunde, die Turmfalken, berichtet haben, ist sich die Wissenschaft ziemlich einig, dass in Zukunft immer wieder mit diesen hohen Temperaturen von über 40 Grad zu rechnen sei. Na servas!

Dom – Forschungsmagnet für unterschiedlichste Berufe

Apropos Wissenschaft: In diesen heißen Sommertagen hab' ich wieder die vielen Menschen beobachtet, die durch das Riesentor in den Dom gegangen sind, um dort Abkühlung zu suchen. Aber das hat nicht funktioniert. Im Inneren hatte es fast 30 Grad. Abkühlung fühlt sich anders an. Es sind unzählige Besuchende, die die Schwelle des Hauptportals überschreiten. Manche folgen dem Ruf meiner Glocken und kommen zum Gottesdienst, andere besichtigen die Kunstwerke und erfreuen sich an der grandiosen Architektur. Allen ist mit Sicherheit aufgefallen, dass das Portal eingerüstet war. Nach 30 Jahren war es wieder Zeit, diese bedeutende Portalanlage genau zu inspizieren. Da hat es sich gezeigt, dass die damalige Restaurierung wirklich nachhaltig wirkt, aber nun durch den Klimawandel neue Herausforderungen die Fachleute beschäftigen, vor allem die aufsteigende Feuchtigkeit und die Versalzung. Aus Anlass dieser Begutachtung und Nachrestaurierung fanden umfangreiche Untersuchungen statt, die bei einer Fachtagung Ende Juni im hochlöblichen Curhaus präsentiert wurden. Und diese Veranstaltung war wieder einmal ein gutes Beispiel dafür, dass der Stephansdom wirklich ein Forschungsmagnet für die unterschiedlichsten Berufsgruppen ist. Sowohl am Rednerpult als auch im Auditorium fand sich eine illustre Schar an Fachmenschen ein. Da gab es die Spezialistinnen und Spezialisten aus dem Bundesdenkmalamt mit denen eng zusammengearbeitet wird, aus dem Fachgebiet der Architektur mit dem Herrn Dombaumeister an der Spitze, Frauen und Männer aus dem Bereich der Geschichte, Kunstgeschichte und Theologie, der Archäologie und aus den verschiedenen Archiven, Mitarbeitende der Dombauhütte und der Domkirche sowie natürlich hochspezialisierte Fachleute aus den unterschiedlichsten Restaurierwerkstätten. Sie alle haben in ihren Ausführungen und im Smalltalk (ja, manchmal spreche ich auch neudeutsch!) während der Pausen ihre Verbundenheit mit dem Dom zum Ausdruck gebracht. Wirklich beeindruckend!



Steffl: Franz Kerschbaum

Buchtipp: *„Seien Sie gegrüßt! Gedanken des Alten Steffl" von Domarchivar Reinhard H. Gruber, erschienen 2025 im Wiener Domverlag*

Narben und Buntheit – beides gehört zum Leben

Übrigens war das Riesentor viel bunter, als wir es heute kennen. Aus Unkenntnis der historischen Realität hat man im 19. Jahrhundert die Bemalungen und im Jahr 1943 den gotischen Stuck komplett abgenommen und auf „Steinsichtigkeit" restauriert. So wie wir das Riesentor heute sehen, hat es die längste Zeit seines Bestehens nie ausgesehen. Wir sehen eigentlich das Produkt von sicher gut gemeinten Fehlrestaurierungen. Doch man hat daraus gelernt und so ist es ja manchmal auch im Leben. Man macht Fehler, es passieren Dinge, die gut gemeint waren, aber schiefgehen und immer wieder bleiben Narben. Sie gehören zum Leben. Aber auch die Buntheit gehört zum Leben. So bunt wie die Apostel und Figuren, die Heiligen und die Ornamente waren, so bunt ist die Schar jener, die am Dom arbeiten und forschen. Und ebenso bunt sind jene Menschen, die den Dom aus den unterschiedlichsten Motiven besuchen. Alle sind herzlich willkommen. Und dafür lass ich gerne meine Glocken läuten.

Ihnen einen guten Start ins Arbeitsjahr! Mit einem herzlichen Grüß Gott,

Ihr alter Steffl

Seit dem letzten Pfarrblatt zu Ostern 2026 sind von uns gegangen:

Kurt Schachta, Alois Eisenberger, Elfriede Schipka, Christine Düriegl, Diakon Prof. Dr. Michael Langer, Edith Pollak, Prof. Gabriele Buresch-Teichmann, Dr. Arthur Saliger, Ilse Grahofer, Alfred Colin Everard, Melitta Borovansky-König, Stefan Hafner, Kommerzialrat Friedrich Schiller, Ernst Anton Bachinger, Herta Gugerell, Mag. Elfriede Blahacek, Maria Niciforov und Elisabeth Maria Ligthart-Pelczmann.

Gott, schenke du allen unseren lieben Verstorbenen Geborgenheit und Frieden in dir!

Wir gratulieren herzlich



- Unserem Domorganisten **Ernst Wally** zum **50er** im April. Mögest du weiterhin mit deiner Musik die Herzen der Menschen berühren und erfreuen – zur höheren Ehre Gottes!



- **Martha Friedl** zum **85. Geburtstag** im Juni. Heuer vor 50 (!) Jahren hast du begonnen, regelmäßig zum Gebet in der Curhauskapelle am späten Mittwochnachmittag einzuladen und begleitest diese Gebetsgemeinschaft im Geist der charismatischen Erneuerung bis heute. Das folgende Pauluswort beschreibt dich wohl besonders gut: Freut euch in der Hoffnung, seid geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet! (Röm 12,12)



- Unserem **Christian Jager** zum **50. Geburtstag** im August. Danke für deinen treuen und verlässlichen Dienst in der Domkirche, den du stets mit Eifer, Freude und deinem Charme verrichtest!



- Wir gratulieren unserem Domkapitular **Dr. Nikolaus Krasa** zur Ernennung zum „Kaplan Seiner Heiligkeit“ (Monsignore) durch Papst Leo XIV. Ende August endet seine 16-jährige Amtszeit als Generalvikar, in der er sich bei der Begleitung schwieriger diözesaner Veränderungsprozesse sehr bewährt hat und wichtige Impulse gesetzt hat. Vergelt's Gott und beste Segenswünsche!

Herzlichen Glückwunsch zum Sechziger, lieber Thomas Ruth!



Nicht nur wegen deiner Körpergröße bist du auf Fotos meist in der letzten Reihe zu sehen. Was auch immer du seit Jahrzehnten in der Dompfarre tust, du wirst es immer unauffällig – verlässlich tun!

Ob du einen 10-Liter-Topf mit der begehrten Bröselknöderlsuppe zum Fastensuppenessen anlieferst, den Riesentopf Hühnersuppe für das „Festmahl für den Nächsten“ in der Foyer Küche kochst oder stundenlang den Geschirrspüler im Minutentakt bedienst ... Gemeinsam mit deiner Familie bist du auch bei der Vorbereitung der Weihnacht der Einsamen nicht mehr wegzudenken.

Du bist „Gründungsmitglied“ des Verantwortlichenteams für die alljährliche Segnung der Liebenden und hast auch die „Stunde der Hoffnung“ in der Weltstadt Wien mit englischen Texten bereichert.

Für all das danken wir dir sehr herzlich und wünschen dir und deinen lieben vier „Damen“ weiterhin viel Freude, Gesundheit und Gottes reichen Segen!

Ad multos annos, lieber Thomas!



Herzliche Segenswünsche zur Hochzeit, liebe **Jana** und lieber **Josef Rasho**, die ihr am 9. Mai 2026 gefeiert habt! Möge Gott euren gemeinsamen Weg mit seinem Segen begleiten und eure Liebe wachsen lassen!



Bruder Tod

Gedanken über die Zeit und über die Zeit danach



von und mit Arnold Mettnitzer jeden Donnerstag im November um 17.00 Uhr

Betrachtung | Musik | Gebet |Segen

Termine:

5., 12., 19., 26. November 2026

Wally: Verein „Unser Stephansdom“ | Friedl: privat | Totenkopf: Birgit Staudinger | Rasho: Stephan Schönlaub | Ruth: privat | Jager: Domkirche / Aleksandar Bojic | Krasa: EDW Schönlaub | Mettnitzer: Klaus Vyhnalek

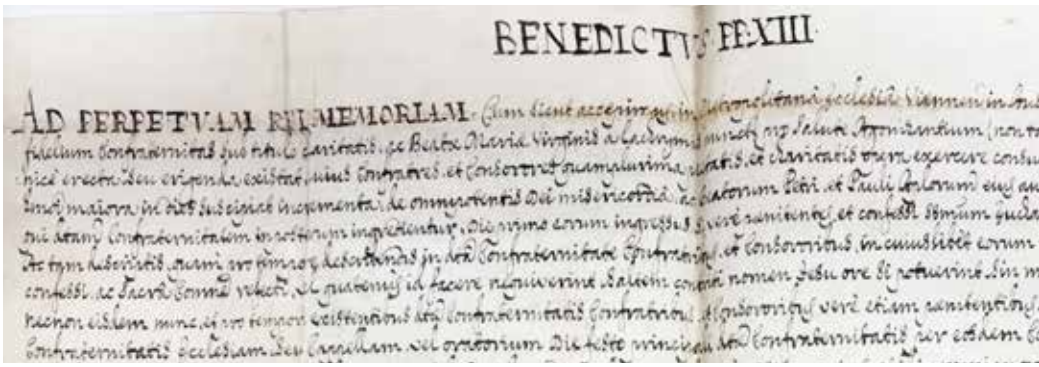
Die »Bruderschaft von der Liebesversammlung zum Troste der Sterbenden«

Von Pia Tüchler

Bruderschaften spielten schon im mittelalterlichen Wien eine bedeutsame Rolle. Die Angehörigen dieser kirchlich anerkannten religiösen Vereinigungen – zumeist Laien – verpflichteten sich freiwillig zu Werken der Frömmigkeit sowie zu karitativen Diensten. Ihre Tätigkeiten konnten dabei von vermehrten Gottesdienstbesuchen, besonderen Gebeten und Bußwerken bis hin zu Krankenbetreuung und Totenbestattung reichen. Die Bedeutung von Bruderschaften nahm im Spätmittelalter ab. In der Barockzeit erlebten sie jedoch in katholischen Ländern eine erneute Blütezeit. Papst Clemens VIII. regelte in seiner Bulle *Quaecumque* (1604) den kirchenrechtlichen Status von Bruderschaften und räumte den Bischöfen damit entsprechende Kontrollrechte ein.

Die Bruderschaft

Sowohl im Mittelalter als auch in der Neuzeit nahm das Totengedächtnis einen breiten Raum in solchen Gebetsgemeinschaften ein. Die im Jahre 1729 in St. Stephan errichtete „Bruderschaft von der Liebesversammlung zum Troste der Sterbenden“ setzte einen Schritt davor an: Der Hauptzweck dieser Bruderschaft, die Männern und Frauen gleichermaßen offen stand, lag darin, sich der Sterbenden anzunehmen und für sie in ihrer Sterbestunde Gottes Gnade zu erbitten. Diesem Zweck wurde in zweierlei Form nachgegangen: Die Mitglieder hatten einerseits täglich für die „in den letzten Zügen Liegenden“ zu beten. Dabei spielte es keine Rolle, ob die Sterbenden der Bruderschaft angehörten oder nicht. Zudem sollten täglich mindestens drei heilige Messen vor dem Gnadenbild Maria Pócs in den Anliegen der Bruderschaft gelesen werden. Hierfür hatte jedes Mitglied wöchentlich einen Kreuzer beizutragen.



Urkunde zur Gewährung des Ablasses von Papst Benedikt XIII. aus dem Jahr 1730

Die Urkunde

1730 stellte Papst Benedikt XIII. eine an diese Vereinigung gerichtete Urkunde aus, die sich heute im Domarchiv zu St. Stephan befindet. Dabei handelt es sich um ein päpstliches Breve. Diese Urkundenform unterscheidet sich von anderen Papsturkunden wie Privilegien oder Bullen dadurch, dass sie kürzer und weniger feierlich ausgestaltet ist. Das vorliegende Schriftstück stellt zudem eine Sonderform, ein Ablassbreve, dar. Wurden päpstliche Breven in der Regel verschlossen versandt, konnte die Versendung von Ablassbreven auch offen erfolgen. Davon zeugen auf der gegenständlichen Urkunde Wachsreste des päpstlichen Fischerringsiegels, das bei verschlossenen Breven üblicherweise als Verschluss diente, hier jedoch bloß auf der Rückseite angebracht worden ist.

Benedikt XIII. gewährte in dieser Urkunde allen Mitgliedern der Bruderschaft am Tag ihres Eintritts sowie im Augenblick ihres Todes einen vollkommenen Ablass. Voraussetzung hierfür war, dass sie aufrichtig Reue zeigten, beichteten und die heilige Kommunion empfingen. Unter denselben Voraussetzungen war ein vollkommener Ablass möglich, wenn die Mitglieder am Hauptfest der Bruderschaft – das war der Sonntag nach Mariä Heimsuchung – oder an bestimmten anderen Tagen eine Kirche, eine Kapelle oder ein Oratorium der Bruderschaft aufsuchten, dort ihre Gebete in den Anliegen der Vereinigung verrichteten und entsprechende Werke der Frömmigkeit und der Nächstenliebe vollbrachten.

Die Zügenglocke

Über den weiteren historischen Verlauf der Bruderschaft schweigen die Quellen. Dennoch gibt es heute noch eine unaufdringliche Zeugin für das Wirken dieser Vereinigung: Die Zügenglocke war es nämlich, die die Mitglieder zum Gebet für die „in den letzten Zügen Liegenden“ aufforderte. 1707 gegossen und 1830 umgegossen wurde sie 1942 abgenommen und an die „Reichsstelle für Metalle“ abgeliefert. 1946 erfolgte ihre Rückstellung in den Dom, wo sie später reaktiviert wurde. ■



Die Juristin und Historikerin Pia Tüchler ist seit 1. Juni 2026 im Domarchiv als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig. Im Rahmen ihrer Dissertation befasst sie sich mit dem mittelalterlichen Urkundenwesen.

Ablassbreve: Domarchiv St. Stephan | Tüchler: privat

Klangvolles Comeback einer Glocke

Domkapellmeister Markus Landerer über die Restaurierung der letzten stummen Glocke von St. Stephan. Seit der Weihe von Erzbischof Josef Grünwidl läutet sie jeden Abend um 22 Uhr.

Der Stephansdom besitzt mit seinen 22 Glocken das größte Geläute in Österreich und eines der größten Geläute-Ensembles weltweit. Neben der berühmten Pummerin im Nordturm und den elf Glocken, die nach dem zweiten Weltkrieg für den Südturm neu gegossen wurden, haben zehn historische Glocken den Dombrand von 1945 überstanden.

Drei Glocken dieses historischen Bestandes mussten jedoch im März 1942 abmontiert und der Reichsstelle für Metalle im 20. Bezirk übergeben werden, wo die Glocken unzähliger Wiener Kirchen gesammelt wurden. Vordergründig ging es um Wertstoff für Kriegsgerät, viel mehr jedoch um die Zerstörung von kirchlichem Kulturgut, um das „Stumm-Machen" der Kirche.

Als diese drei Glocken im Jänner 1946 an den Stephansplatz zurückgebracht werden konnten, war der Dom eine Ruine, die Bevölkerung litt an den Nachwehen der Kriegszerstörungen. Deshalb standen sie lange Zeit wenig beachtet herum, bis sie schließlich als stumme Museumsstücke zu Füßen der neu gegossenen Pummerin aufgestellt wurden. Doch in den vergangenen Jahren gelang es uns durch die großzügige Unterstützung privater Sponsoren sowie des Bundesdenkmalamtes sie zu restaurieren und ihrem klingenden Gebrauch wieder zurückzuführen.

Zunächst kehrte die „Kleine Glocke" aus dem späten 13. Jahrhundert, auch „Chorglöckl" genannt, im Frühjahr 2017 an ihren jahrhundertealten Platz im nördlichen Heidenturm zurück. Sie gehört zu den ältesten Glocken Wiens und erklingt seither jeden Freitag nach dem Angelusläuten um 20 Uhr zum Gedächtnis an die Opfer von Krieg und Gewalt.

Danach gelang die Reaktivierung der „Zügenglocke" aus dem Jahr 1830, die ebenfalls im nördlichen Heidenturm eine neue Heimat gefunden hat. Sie erklingt seit dem Sommer 2022 gemeinsam mit fünf weiteren historischen Glocken jeden Samstag und Sonntag um 16.50 Uhr als Vespergeläut.

Rückführung der „Speisglocke"

Die anspruchsvollste Aufgabe jedoch war im vergangenen Jahr die Rückführung der „Speisglocke". Sie wurde durch den Abtransport 1942 so schwer beschädigt, dass bei der Restaurierung Risse einer Gesamtlänge von 130 cm zu schweißen waren. Diese aufwändige Arbeit war bei der Glockengießerei Grassmayr in Innsbruck in den besten Händen.

Zusätzlich wurde dort ein neuer Klöppel geschmiedet und ein neues Eichenholzjoch angefertigt, damit die Glocke an ihrem akustisch hervorragenden historischen Platz im Südturm wieder in Betrieb genommen werden konnte - in 97 Metern Höhe.

Seit der Weihe von Erzbischof Josef Grünwidl am 24. Jänner 2026 ist die Speisglocke mit ihrem feinen Läuten jeden Abend um 22 Uhr für eine Minute auf dem Stephansplatz zu hören: Bevor die Domglocken in die Nachtruhe gehen und der Stundenschlag bis morgens um sechs pausiert, erklingt sie als Dank für den zu Ende gehenden Tag und als Bitte um Schutz für die Nacht: „Herr, auf dich vertraue ich, in deine Hände lege ich mein Leben" (Responsorium aus der Komplet).

Die Speisglocke wurde ursprünglich 1613 vom Wiener Ratsherrn Thomas Ring, der auch Verwalter der Fronleichnamsbruderschaft war, und seiner Gattin Magdalena gestiftet. Sie diente zunächst dem Läuten bei Versehgängen: vom Chronisten Joseph Ogesser ist überliefert, dass sie mit dreimaligem Absetzen geläutet wurde, wenn ein Priester die Kommunion - die „heilige Speise" - zu Kranken brachte und mit zweimaligem Absetzen, wenn er sie zu Sterbenden brachte.



Restaurierte Speisglocke, gegossen 1613, umgegossen 1746, Ton: h' + 35 Cent, Gewicht: 233 kg, Durchmesser: 73,5cm

Im Jahr 1746 wurde die Glocke vom Wiener Glockengießer Johann Josef Pfrenger modernisiert, umgegossen und in ihre heutige Form gebracht. Seither hing sie gemeinsam mit dem „Primglöcklein" (Viertelstundenschlag) und der „Uhrschälle" (Stundenschlag) im Turmhelm des hohen Turms. Dorthin ist sie nun dank einer großzügigen anonymen Spende an den Verein „Unser Stephansdom" zurückgekehrt. Endlich sind alle Glocken des prächtigen Geläutes von St. Stephan wieder funktionsfähig – was für eine große Freude! Ein herzlicher Dank gilt allen, die dafür gespendet haben, der Glockengießerei Grassmayr für die fachkundige Ausführung und unserer Dombauhütte für die tatkräftige Unterstützung. ■

Fotos und Klangbeispiele aller Domglocken: www.wiener-dommusik.at/glocken



Unser Domkapellmeister Markus Landerer feierte im Juni seinen 50. Geburtstag. Herzliche Gratulation und Gottes Segen!

Speisglocke: Verein „Unser Stephansdom" | EDW/Schönlaub

Nachruf auf Arthur Saliger

Ein Freund und intimer Kenner des Domes ist von uns gegangen. Vom Archivar der Dombauhütte Franz Zehetner

Dr. Arthur Saliger wurde am 26. Mai 1944 in Wien geboren, er studierte Kunstgeschichte, Theaterwissenschaften und Archäologie. Nach Abschluss des Studiums 1970 arbeitete er im Kunsthistorischen Museum, im Kulturamt der Stadt Wien und im Bundesdenkmalamt, ehe St. Stephan zum Zentrum seiner beruflichen Tätigkeit wurde. Er war Leiter des Dom- und Diözesanmuseums und Diözesankonservator, bevor er die Leitung des Mittelaltermuseums der Österreichischen Galerie im Belvedere übernahm. Er gestaltete zahlreiche Ausstellungen und verfasste zahlreiche maßstabsetzende Publikationen, darunter den Katalog des Dom- und Diözesanmuseums und Beiträge zum Ausstellungskatalog „850 Jahre St. Stephan“ 1997.

Unermüdlicher Forscher und Kunstvermittler in St. Stephan

Nach seiner Pensionierung blieb er weiter in Forschung und Kunstvermittlung tätig und begeisterte seine Leser und Zuhörer. Besonders am Herzen lagen ihm auch die Vorträge für die Dompfarre.



Er arbeitete unermüdlich. Sein letztes Werk war eine umfangreiche Arbeit über den Südturm des Domes. Dafür genügte ihm ein kleiner Tisch für Laptop und Bücherstapel, obwohl es schien, dass er Bilder und Fachliteratur ohnehin im Kopf hatte. Zuletzt stand dieser Schreibtisch in einem Raum des Dombausekretariats.

Seit Dezember hatte sich sein Zustand verschlechtert, die Pausen zwischen den Behandlungen wurden kürzer, aber noch bis wenige Tage vor seinem Tod arbeitete er im Spital am Laptop.

Er wohnte zwar in direkter Nähe des Domes, aber dennoch war es eine ihm liebgewordene Angewohnheit, wenn er den Domplatz – nach einer Führung oder nach dem Büro – verließ, sich noch einmal kurz umzudrehen, einen liebevollen Blick zur Spitze des Turmes hinauf zu richten und sich von seinem Steffl zu verabschieden.

Am 27. Mai, einen Tag nach seinem Geburtstag hat er sich – nicht nur ein profunder Kenner des Domes, sondern auch ein wertvoller Freund für viele Mitarbeiter – nun endgültig vom Stephansplatz verabschiedet. ■

Vom Tod zum Leben

Die Lange Nacht der Bibel im Stephansdom am 19. Mai 2026. Von Karin Domany



Wenige Tage vor Pfingsten standen wir unter einigen der 77 Kreuze des Künstlers Arnulf Rainer, die seit Beginn der Fastenzeit im Dom ausgestellt waren.

„Das Kreuz als Zeichen, das bleibt“ war das Motto der Ausstellung. Tod und Leben vereinigen sich in ihm.

Um „Tot-Sein“ in seinen verschiedensten Erscheinungsformen – meist mitten im Leben – und neues Leben ging es in allen Texten des Abends.

Leben hat immer mit Freiheit zu tun, wie es Paulus in seinem Brief an die Galater betont. Und Leben hängt immer mit Neu-Werden, mit Befreiung aus Starre und mit neuer „Herzlichkeit“ zusammen, wie es in dem wunderschönen Text aus dem Buch Ezechiel steht, den wir auch in der Osternacht Jahr für Jahr hören.

Die Texte aus Altem und Neuem Testament wurden wie jedes Jahr von Lektorinnen und Lektoren der Dompfarre von der Kanzel und vom sogenannten Füchselbaldachin oberhalb der Sakristei gelesen.

Wunderschön und auch notwendig, um die Dichte der Texte reflektieren zu können, waren dazwischen die musikalischen Darbietungen von Monika Stadlbauer an der „Kastenorgel“, mit ihrer schönen Stimme und der Gitarre.

Bei so vielen „Worten aus Gottes Mund“ braucht auch der Körper Nahrung und Erholung: Beim „biblischen Buffet“ in der Sakristei konnte man diese während des ganzen Abends genießen.

Und zur Erinnerung an den Abend waren alle eingeladen, sich eine Bibelstelle zu „pflücken“ und zum Weiterdenken mit nach Hause zu nehmen … ■

Saliger: privat | Bibelnacht: Karin Domany

Einige Termine zum Vormerken…

September 2026

Di 1.9.	10.00 Uhr	Fiakriusmesse mit Dompfarrer Toni Faber
Fr 4.9.	18.30 Uhr(!)	Herz Jesu-Messe mit Gedenken an den 10. Jahrestag der Heiligsprechung von Mutter Teresa mit Seelsorger Ignaz Hochholzer
Di 8.9.	18.00 Uhr	Festgottesdienst zum 90. Geburtstag von Prälat Josef Weismayer
	20.00 Uhr	Pfarrgebet in der Curhauskapelle
Mi 9.9.	18.00 Uhr	Seelenmesse für Arthur Saliger mit Kardinal Christoph Schönborn
Do 10.9.	19.00 Uhr	Hl. Messe für Leidende
Sa 12.9.	15.00 Uhr	Maria Namen-Feier mit Weihbischof Hansjörg Hofer
So 13.9.	15.00 Uhr	Maria Namen-Feier mit Erzbischof Josef Grünwidl
Mo 14.9.	18.00 Uhr	Göttliche Liturgie im byzantin. Ritus; mit Amtseinführung von Erzbischof Grünwidl zum neuen Ordinarius für die Gläubigen der katholischen Ostkirchen in Österreich mit Kardinal Christoph Schönborn
Do 17.9.	18.00 Uhr	Festgottesdienst der Wiener Ordensspitäler mit Erzbischof Josef Grünwidl
Fr 18.9.	13.15 Uhr	Festgottesdienst zum Tag des Alters mit Erzbischof Josef Grünwidl

26. –27.9. Schuh- und Kleiderflohmarkt

So 27.9.	10.15 Uhr	Hochamt zum „Sonntag der Völker“ mit Weihbischof Franz Scharl
Mi 30.9.	18.00 Uhr	Festgottesdienst mit Verleihung der „missio canonica“ (ReligionslehrerInnen) mit Erzbischof Grünwidl

Oktober 2026

Ab 1.10. tägliche Rosenkranzandacht (Mo–Fr) um 17 Uhr

Fr 2.10.	17.00 Uhr	Rosenkranzandacht mit Chormusik und Predigtmit Bischofsvikar P. Erich Bernhard
	18.30(!)	Herz-Jesu-Messe mit Dechant P. Matthias Schlögl
Sa 3.10.	18.00 Uhr	Transitus-Feier am 800. Todestag zur Todesstunde des hl. Franz von Assisi mit Erzbischof Josef Grünwidl
So 4.10.	16.00 Uhr(!)	Tiersegnung am Stephansplatz mit Dompfarrer Toni Faber
	18.00 Uhr	Dankmesse für die Schöpfung mit Dompfarrer Toni Faber
Mi 7.10.	17.00 Uhr	Rosenkranzandacht mit Chormusik und Predigt mit Hochmeister Frank Bayard
	18.00 Uhr	Festmesse am Rosenkranzfest mit Hochmeister Frank Bayard
Do 8.10.	18.00 Uhr	„Jägermesse“
Sa 10.10.	15.00 Uhr	Weihe der Ständigen Diakone durch Erzbischof Josef Grünwidl
Di 13.10.	18.00 Uhr	Fatimafeier mit Propst Anton Höslinger
	20.00 Uhr	Pfarrgebet in der Barbarakapelle
Mi 14.10.	16.00 Uhr	Medjugorje-Friedensgebet mit Erzbischof Josef Grünwidl
Fr 16.10.	17.00 Uhr	Rosenkranzandacht mit Chormusik und Predigt mit P. Georg Sporschill

16.–18.10. Bücherflohmarkt

So 18.10.	10.15 Uhr	Hochamt am Weltmissionssonntag mit Weihbischof Franz Scharl
Di 20.10.	18.00 Uhr	Sendungsfeier der Pastoralassistentinnen und -assistenten mit Erzbischof Josef Grünwidl
Mi 21.10.	18.00 Uhr	Festmesse zu Ehren des sel. Kaiser Karls mit Propstpfarrer Thomas Renner
Do 22.10	18.00 Uhr	Festgottesdienst zu Ehren des hl. Johannes Paul II. mit Regens Prälat Robert Wozniak
Mo 26.10.	17.00 Uhr	Marienfeier „Schutzfrau Österreichs“ (Festandacht, Lichterprozession, Eucharistischer Segen, Pontifikalamt „Für das Vaterland“, Geläute der Pummerin) mit Bischof Klaus Küng
Do 29.10.	19.00 Uhr	Hl. Messe für Leidende
Sa 31.10.	17.00 Uhr	Rosenkranzandacht mit Chormusik und Predigt mit Kardinal Christoph Schönborn

November 2026

So 1.11. Allerheiligen

10.15 Uhr	Pontifikalamt mit Erzbischof Josef Grünwidl
16.30 Uhr	Feierliche Vesper mit Domkapitular Markus Beranek

Mo 2.11. Allerseelen

17.00 Uhr	Totengedenken der Dompfarre – Andacht für Verstorbene (mit Gruftgang) mit Dompfarrer Toni Faber
18.00 Uhr	Requiem für alle Verstorbenen mit Erzbischof Josef Grünwidl

Do 5.11.	17.00 Uhr	Andacht mit Arnold Mettnitzer
	18.00 Uhr	Ökumenischer Gottesdienst für die verstorbenen Körperspender
Fr 6.11.	18.30 Uhr	Herz Jesu-Messe mit Bischof Küng
Sa 7.11.	19.30 Uhr	Hymnos Akathistos mit den griech.-kath. Bischöfen aus Ungarn beim Maria-Pocs-Altar, Prozession
So 8.11.	10.15 Uhr	Göttliche Liturgie mit Metropolit Fülöp Kocsis
Di 10.11.	18.00 Uhr	Dank- und Bittmesse der Landesinnung Bau Wien und der Wiener Steinmetze
	20.00 Uhr	Pfarrgebet
Do 12.11.	17.00 Uhr	Andacht mit Arnold Mettnitzer
Do 19.11.	17.00 Uhr	Andacht mit Arnold Mettnitzer
	18.00 Uhr	Franz Schubert-Gedenkmesse
Fr 20.11.	18.00 Uhr	Festgottesdienst am Weihetag der Curhauskapelle
Sa 21.11.	15.00 Uhr	80 Jahre Kath. Jugend, Festmesse mit Weihbischof Stephan Turnovszky
So 22.11.	12.00 Uhr	Romero-Gedenkmesse mit Abt Patrick Schöder
Do 26.11.	17.00 Uhr	Andacht mit Arnold Mettnitzer
Sa 28.11.	12.00 Uhr	Spender-Dankmesse mit Erzbischof Josef Grünwidl
	17.00 Uhr	Adventkranzsegnung mit Dompfarrer Toni Faber

Dezember 2026

Mi 2.12.	17.00 Uhr	Herbergssuche am Wiener Neustädter Altar
	19.00 Uhr	Hl. Messe für Leidende
Do 3.12.	12.00 Uhr	Heilige Messe mit und für Menschen mit Behinderung
Fr 4.12.	6.30 Uhr	Pfarr-Rorate mit Dompfarrer Toni Faber mit Segnung und Verteilung der Barbarazweige, anschl. Frühstück
	18.30 Uhr	Herz Jesu-Messe mit Generalvikar Andreas Kaiser
Di 8.12. Mariä Empfängnis		
	10.15 Uhr	Pontifikalamt mit Erzbischof Josef Grünwidl
Mi 9.12.	17.00 Uhr	Herbergssuche am Wiener Neustädter Altar
Fr 11.12.	6.30 Uhr	Pfarr-Rorate mit Dompfarrer Toni Faber, anschl. Frühstück im Curhaus
Mi 16.12.	17.00 Uhr	Herbergssuche am Wiener Neustädter Altar
Do 17.12.	20.00 Uhr	Pfarrgebet
Fr 18.12.	6.30 Uhr	Pfarr-Rorate mit Dompfarrer Toni Faber, anschl. Frühstück im Curhaus
Mo 21.12.	18.00 Uhr	Festgottesdienst am Gründungstag von Mariazell in der Curhauskapelle; Möglichkeit zum Einzelsegen mit der St. Stephaner Gnadenstatue

ZAHLUNGSANWEISUNG

Schelhammer Capital 1832

AT

EmpfängerIn Name/Firma: Dompfarre St. Stephan "Pfarrblatt"

IBAN EmpfängerIn: AT81 1919 0000 0022 4568

BIC (SWIFT-Code) der Empfängerbank: BSSWATWW

Ein BIC ist verpflichtend anzugeben, wenn die IBAN EmpfängerIn ungleich AT beginnt

EUR

Betrag

Cent

Name Vor- und Nachname

Adresse Ort, Anschrift

PLZ

IBAN KontoinhaberIn/AuftraggeberIn

KontoinhaberIn/AuftraggeberIn Name/Firma

Zahlen mit Code

006

30+

Beleg +

Betrag

Unterschrift Zeichnungsberechtigter

+

Druckerei Zimmer & Zimmer GmbH FN084623x

V10/12

©STUZZA FN122251G

ZAHLUNGSANWEISUNG AUFTRAGSBESTÄTIGUNG

Schelhammer Capital 1832

AT

EmpfängerIn Name/Firma: Dompfarramt St. Stephan, Pfarrblatt

IBAN EmpfängerIn: AT81 1919 0000 0022 4568

BIC (SWIFT-Code) der Empfängerbank: BSSWATWW

EUR

Betrag

Cent

Verwendungszweck

KontoinhaberIn/AuftraggeberIn Name und Anschrift

Dompfarre St. Stephan

Herzlichen Dank für Ihre Pfarrblatt-Spende!

IBAN KontoinhaberIn/AuftraggeberIn

©STUZZA FN122251G



Lange Nacht der Kirchen am 29. Mai 2026

Von Karin Domany

Es ist äußerst erfreulich, dass sich auch in diesem Jahr so viele Menschen für unseren Stephansdom und die vielfältigen Angebote an diesem Frühsommerabend interessierten. Vom traditionell schwungvollen Start mit den Longfield Gospel Singers um 19 Uhr über das seltene Erlebnis „Riesenorgel zu zweit“ des jungen Organistinnenduos Sophie Magnanini and Zuzanna Mika, die Messe in G-Dur von Charles Villiers Stanford, beeindruckend dargeboten von Solisten, Domchor und Domorchester unter der Leitung unseres Domkapellmeisters Markus Landerer bis zum berührend-meditativen Ausklang mit „Chormusik der Ermutigung auf dem Weg durch die Nacht“ der Chorvereinigung Cantus Novus Wien um 24 Uhr riss der Besucherstrom im Dom nicht ab. So viele kamen –meist auch gezielt zu bestimmten Programmpunkten, um zu lauschen und den abendlich stimmungsvoll beleuchteten Dom zu genießen. Sie alle wurden während des ganzen Abends sehr freundlich von unserem Dompfarrer und einem Team der Dompfarre willkommen geheißen, die auch gerne für knifflige Fragen Rede und Antwort standen …

Während des ganzen Abends war auch die Ausstellung „Das Kreuz – als Zeichen, das bleibt“, 77 Kreuze von Prof. Arnulf Rainer aus der Sammlung Werner Trenker, zu betrachten.

Erstmals wurde auch der Dachboden als Zwischenraum zwischen Himmel und Erde als Ausstellungsraum geöffnet.

Von 19 bis 22 Uhr wurden die Installation „Aufbruch – Dialog im Zwischenraum“ von Sabine Maier und Beate Winkler und der „Jerusalemer Kreuzweg“ von Prof. Herwig Zens präsentiert. ■

Franz Josef Rupprecht/kathbild.at | Lange Nacht Kirchen. Benjamin Raimerth | Adventkranzbinden: Karin Domany

Adventkranzbinden



Herzliche Einladung zum gemeinsamen Adventkranzbinden am **Mittwoch, 25. November 2026, ab 16.00 Uhr** im Pfarrcafé-Raum im Curhaus (Stephansplatz 3, Parterre)

Die Materialien werden zur Verfügung gestellt. Unkostenbeitrag € 5,–. Kommt einfach vorbei!



Danke auch für Ihren Beitrag!

Wir danken allen unseren Autoren, die ihre Texte und Fotos dem Pfarrblatt stets kostenlos zur Verfügung stellen. Redaktionsteam und Lektorat arbeiten ebenfalls ehrenamtlich. Wenn auch Sie einen Beitrag leisten möchten, unterstützen Sie uns bitte mit einem kleinen Druckkostenbeitrag. Herzliches Vergelt’s Gott!



Draußen ist Wien und hier ist man für einen Moment in Italien – Ristorante Danieli

Seit drei Jahrzehnten wird im Ristorante Danieli authentische italienische Küche serviert und ein Stück mediterranes Lebensgefühl in die Stadt Wien getragen.

Seit 1996 erfüllen der Duft frisch gebackener Pizza, das Geräusch klirrender Gläser und ein lebendiges Stimmengewirr die Himmelpfortgasse. Für die lebendige Atmosphäre sorgt der kleine Familienbetrieb »Ristorante Danieli« in der Wiener Innenstadt. Das traditionsreiche Restaurant feiert heuer sein Jubiläum. Eröffnet wurde es am 9. Februar 1996 in der Himmelpfortgasse, unweit der Kärntner Straße, mit dem Anspruch, italienische Kulinarik nach Wien zu holen und zugleich Traditionen zu bewahren. »So wie ich mir Italien vorstelle – ein bisschen Bella Italia und gutes Essen«, beschreibt der Wiener Gastronom Erich Muskovich das ursprüngliche Konzept. Dieser Zugang prägt das gesamte Haus: von der Speisekarte über die Weinauswahl bis zur Atmosphäre, die italienische Anklänge aufgreift, ohne den Fokus auf Qualität zu verlieren. So entsteht ein Ort zwischen Authentizität und Inszenierung, der Gäste für einen Abend gedanklich nach Italien versetzt.

Jahrzehntelange Beständigkeit

Das Interieur verbindet dabei unterschiedliche Elemente: freigelegte Decken, Glasflächen und moderne Akzente treffen auf antike Möbel, Murano-Luster und Fundstücke aus Italien.

Die Speisekarte kombiniert italienische Klassiker mit ausgewählten Eigenkreationen, Zutaten wie Käse aus dem Friaul oder frischer Fisch werden direkt bezogen, die Karte regelmäßig angepasst. Zu den Gerichten zählen unter anderem Spaghetti Vongole, Hummersuppe, Hummerpasta, römische Pizza aus dem Holzofen sowie Prosciutto, hauchdünn geschnitten mit der Berkel-Maschine. Ergänzt wird das Angebot durch eine Weinkarte mit rund 300 bis 400 Positionen.

Gastfreundschaft

Das Lokal setzt bewusst auf eine ungezwungene Atmosphäre. Im Vordergrund steht, dass sich die Gäste wohlfühlen und den Moment in entspannter Umgebung genießen können. »Es soll sich ein bisschen anfühlen wie ein Ankommen fernab vom Alltag. Draußen ist Wien und hier ist man für einen Moment in Italien«, so Tochter und Chefpatissière Lisa Dokulil.

RISTORANTE DANIELI
Himmelpfortgasse 3,
(Ecke Kärntnerstraße) 1010 Wien
T +43 1 513 79 13, ristorante@danieli.at
www.danieli.at
Küche durchgehend
von 12.00 bis 22.30 – kein Ruhetag

Bezahlte Anzeige

Flohmärkte der Dompfarre St. Stephan

Herzliche Einladung zu den Flohmärkten der Dompfarre St. Stephan:

Schuh- und Kleiderflohmarkt (nur Kleidung, Schuhe, Taschen, Hüte)
Samstag, 26. September bis Sonntag, 27. September 2026
- ▶ Warenabgabe: Mo 21.9. bis Fr 25.9. beim Portier des Curhauses
- ▶ Verkauf: im Klemenssaal und Pfarrcafé, 1010 Wien, Stephansplatz 3, Sa 10.00–17.00 Uhr, So 10.00–15.00 Uhr

Bücherflohmarkt (nur Bücher, CDs, DVDs, Schallplatten)
Freitag, 16. Oktober bis Sonntag, 18. Oktober 2026
- ▶ Warenabgabe: Fr 9.10.– Do 15.10. beim Portier des Curhauses (danach ist keine Abgabe mehr möglich)
- ▶ Verkauf: im Klemenssaal, 1010 Wien, Stephansplatz 3, Fr 14.00–17.00 Uhr, Sa 10.00–17.00 Uhr, So 10.00–15.00 Uhr

Der Erlös beider Märkte kommt der Pfarrcaritas St. Stephan zugute.

Herzliche Einladung zum Pfarrcafé

Die nächsten Termine:
27. 9., 18. 10., 15. 11., 29. 11., 6. 12., 13. 12. und 20. 12. 2026

Pfarrcafé "St. Stephan"

Ort: Raum „Pfarrcafé“ im Erdgeschoß des Curhauses
Zeit: jeweils 10.00 Uhr – ca. 12.00 Uhr

Zum Nachdenken

Irische Segenswünsche

Ich wünsche dir, dass du deinen Tag
lächelnd beginnen kannst,
in froher Erwartung all der vielfältigen
Aufgaben, die auf dich warten
und all der Begegnungen,
die dir geschenkt werden;
dass du aber auch die nötige Geduld
hast, das zu ertragen,
was dir lästig ist oder
was dir überflüssig erscheint.

Möge die Freude dein Herz erwärmen,
wenn du an deine Arbeit gehst.

Möge jeder Handgriff, den du tust,
eine Silbe von einem Gebet sein,
das du Gott schenkst.

Möge dein Webstuhl nur
gute Gedanken
zu wärmenden Tüchern weben.

Möge deine Arbeit gelingen,
der Misserfolg dich nicht mut-
los machen.
Wenn du strauchelst,
weil dir die Arbeit zu schwer wird,
möge die Erde tanzen, um
dir das Gleichgewicht wiederzugeben.

Mögest du auch den Esel spüren lassen,
dass er deine Arbeit nicht umsonst tut.
Möge der Esel nicht klüger sein als
sein Herr.
Mögest du wie dir selbst
auch dem Esel gestatten, müde zu sein.

Mögen die Grenzen, an die du stößt,
einen Durchschlupf für deine Träume
offenlassen.

Möge dein Tag durch viele kleine Dinge
groß werden.

Möge sich jede Arbeit in Segen
verwandeln,
jeder Segen aber in eine Stufe
der Treppe ins Paradies.

Mögest du am Abend
dein Tagwerk mit Freude überblicken:
Das gepflügte Feld,
das dir im nächsten Jahr Nahrung gibt,
und die Summe deiner Gebete,
die dir die Tore des Himmels offen hält.



Franz Kerschbaum

Wenn Sie Exemplare irrtümlich doppelt zugeschickt bekommen oder Name und/oder Adresse falsch geschrieben sind, senden Sie bitte das durchgestrichene oder korrigierte Adressfeld an uns. Danke für Ihre Mithilfe!

So erreichen Sie uns

Dompfarrer
Toni Faber 51552-3521
a.faber@edw.or.at

Pfarrkanzlei Mo–Fr: 9.00–15.00 Uhr
www.dompfarre.info
dompfarre-st.stephan@edw.or.at
Fax: 51552-3720
Christian Herrlich 51552-3136
c.herrlich@edw.or.at
Susanne Leibrecht 51552-3535
s.leibrecht@edw.or.at
Stefan Novaković 51552-3530
s.novakovic@edw.or.at
Birgit Staudinger 51552-3530
b.staudinger@edw.or.at
Tauf- und Trauungsanmeldung
Elvira Steigerwald 51552-3534
e.steigerwald@edw.or.at

Pfarrcaritas, Seniorenpastoral
Sigi Czychowski 51552-3544
Mi und Do: 9.30–11.30 Uhr
s.czychowski@edw.or.at

Domarchiv
Reinhard H. Gruber 51552-3531
r.gruber@edw.or.at
Pia Tüchler 51552-3532
p.tuechler@edw.or.at
Altmatriken: www.matricula-online.eu
domarchiv-st.stephan@edw.or.at

Domsakristei 51552-3536
Kirchenmeisteramt/Führungen
www.stephanskirche.at
Verwaltungsdirektion 51552-3767
kirchenmeisteramt@stephanskirche.at
Führungsanmeldung 51552-3054
tour@stephanskirche.at

Dombausekretariat 51552-3714
Portier des Curhauses 51552-3540

Dommusik
www.wiener-dommusik.at
office@wiener-dommusik.at
Domkapellmeister Markus Landerer
51552-3573
landerer@wiener-dommusik.at
Domorganist Ernst Wally 51552-3193
wally@wiener-dommusik.at
Domorganist Konstantin Reymaier
post@domorganist.wien
Dommusikus Thomas Dolezal
0699/1500 21 31
thomas.dolezal@arsmusica.at

Impressum
P.b.b. Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1010 Wien
Sponsoring Post GZ 02Z031920 S
Impressum: Offenlegung nach §25 Mediengesetz,
St. Stephan – Mitteilungsblatt der Dompfarre St. Stephan,
Herausgeber, Alleininhaber und Redaktion: Dompfarre
St. Stephan, 1010 Wien, Stephansplatz 3, DVR 0029874 (1766)
Grundsätzliche Richtung: Informations- und Kommunikationsorgan der Dompfarre St. Stephan, unterstützt die Glaubensverkündigung und die Seelsorge. Für den Inhalt verantwortlich: Dompfarrer Toni Faber. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht mit der Ansicht des Herausgebers übereinstimmen.
Autorenverzeichnis Seite 5.
Gestaltung und Satz: Charly Krimmel | www.sonderzeichen.at
Druck: Zimmer Druckproduktion Gesellschaft mbH,
1160 Wien. Gedruckt auf Offsetpapier, chlorfrei gebleicht.